

MIMETIKON I

Vorwort.....	2
Inhalt.....	4
Texte.....	5-105
Index der Texte.....	106-111

Vorwort

Als globaler Flaneur wird sich der technologische Mensch im 21. Jahrhundert durch die universalen Netz-Metropolen einer virtuellen Medienwelt bewegen. Als nur mehr entfernter Nachfolger seines geradezu idyllischen Vorgängers aus dem 19. Jahrhundert wird er eine nie zuvor bewältigte Flut an Bildern, Klängen, Worten und Gedanken zu bewältigen haben. Der selbstlosen Betrachtung, diesem zeitlosen Kern von Zeit, wird kaum noch Zeit gewährt sein.

Das Mimetikon widersetzt sich diesem Raub visionärer Lebenszeit. Es fragt, ob sich die ziellose Muse zufälligen Flanierens noch einmal durch ihre exzentrische Wiedergängerin, die konzentrierteste Kontemplation, anhalten und kontrapunktieren läßt, - ob sich Flaneur und Kontemplist noch einmal vereinigen lassen, um die staunende Rundwanderung durch das unendliche Panorama von Nichts zu Nichts zu wagen?

Spätestens mit Georg Simmel wurde die philosophische Miniatur in den Rang einer universalen Form erhoben, in der sich die unstillbare Selbstreflexion der moderne ein Organ ihrer Fragmentierung erschuf. In ihrem sprechenden Brennglas sollte die Forderung Spinozas noch einer Schau der Dinge sub specie aeternitatis noch einmal erfüllbar und das moderne Ich aus seiner sensationellen Atomisierung noch einmal errettbar sein. Erst kürzlich sprach Peter Strasser in seinem „Journal der letzten Dinge“ vom „Ziel des Teufels“, das heute darin bestehe, „eine Welt zu erzeugen, in der die Dinge durch ihre lückenlose Vernetzung mit dem Reich der Interessen nicht mehr zu ihrer Präsenz (*ekstasis*) gelangen.“

Strassers Kritik am Ungenügen von Heideggers Versuchen (etwa in *Der Feldweg* oder in *Winke*), die Bindung der Anschauung sub specie aeternitatis an ein kontemplatives Bewußtsein sub specie mortis in einer auch sprachlich konformen Gestalt zu präsentieren, mündet in eine berechnete Kritik an der öffentlichen Sprache unserer Gegenwart überhaupt. Diese sei durch eine „allseitige begriffliche Übernähe“, durch eine „Bedeutungswelt ohne Horizont“ stigmatisiert, sie verweigere sich ebenjener Transzendenz, „ohne die es keine lange Herkunft und keine Rückkehr ins Zuhause gibt.“

Wie kann, wie muß daher der *Augenblick der Philosophie* unter den Auspizien des neuen Jahrtausends gelebt und ausgesprochen werden? – Längst nicht mehr als Rückkehr in die Reservate einer neuromantischen Innerlichkeit, die stets wieder den Traum vom Menschen als Übermenschen zu träumen begänne. Die moderne Dichtung mag verpflichtet sein – unterm Bann der universalen Vereinzelung – die

Atomisierung des Individuums mit sublimen Empfindungen und artistischen Wortschöpfungen zu garnieren; aber den Sinnen und Nichtsinnen des modernen Menschen wurden längst die Tore einer Totalreflexion auf Ungeheures eröffnet, - auf die Geschichte des Universums, die Geschichte der Menschheit, der Natur, der Künste, der Religionen, der Wissenschaften, der möglichen und unmöglichen Humanitäten, - ein überwältigendes Panorama, das in sein Eigentum zu nehmen, mehr erfordert als die vielberufene Sensibilisierung der Sinne oder die Beschwörung der Leerformel vom offenen Denken. Der erschreckenden Wunder und abgründigen Banalitäten sind zu viele, als daß sie noch einmal mit den tradierten Mitteln der Weltbewältigung in ein Bewußtsein gesteigerter Lebenserfahrung zu integrieren wären.

Das *Mimetikon* versucht, den Augenblick der Philosophie als *Philosophie des Augenblicks* zu leben und auszusprechen. Mag unser Blick flanieren, wohin er getrieben und zerstreut wird, er findet sich stets genötigt, an jeglichem Phänomen sich mit sich selbst zu multiplizieren. Sein visionäres Bestreben, das Déjà-vu-Tabu von den Dingen zu nehmen, erfordert allerdings eine Vereinigung von Reflexion und Kontemplation, die weder die Zustimmung der szientifischen Dämonen des wissenschaftlichen Weltbildes noch das Einverständnis der paranoiden Gegenwelten der ästhetischen Moderne finden wird. Vermutlich zielt des Autors Sehnsucht auf ein Wahrnehmen, in dem sich Anschauung und Begriff ekstatisch verbinden möchten, um die abenteuerliche Suche nach einem transzendenten Wortlogos nicht abbrechen zu lassen. Ein nicht ganz neues Spiel, aber unter den Bedingungen des neuen Panoramas gänzlich neu zu beginnen.

Linz, Juni 1999, Mautern 2017

INHALT

Philosophie.....	5
Theologie und Religion.....	13
Geschichte und Politik.....	18
Natur, Evolution, Wissenschaft.....	31
Astronomie, Kosmologie.....	34
Zeitgeist und modernes Leben.....	46
Kontemplation.....	64
Ästhetik und Kunst.....	74
Musik.....	77
Malerei.....	92

Philosophie

(1) Kreis

In die vorgestellte Unendlichkeit eines zweidimensional gedachten Raumes fällt ein Stück zeitlosen Himmels: die Gestalt vollendeter Selbstbegrenzung. Zeitlich erscheinend scheint die Zeitlosigkeit ihrer Gestalt mit Händen greifbar. Die Qualität der Form ist absolut bestimmt, an der Notwendigkeit ihrer inneren Quantität nirgends zu rütteln. Ihre äußere Quantität ist beliebig, aber unvermeidlich in jedem Niederfall des Himmels. Die innere Größe des ewigen Maßes existiert in der Kontingenz des Hier und Jetzt. Das Kontingente fällt über das Ewige her, das sich gleichwohl der Opferung nie und nirgends verweigert.

Unsere manische Liebe für Unendliches, für unendlichen Raum und unendliche Zeit, ist der Fall entgrenzter Vernunft. Das Maßlose wuchert in Quantitäten ohne Qualität. Die Momente des Kreises aber geben sich endlich, obgleich verborgen vom Gegenteil erfüllt. Die Fläche von unendlichen Linien, die Peripherie von unendlichen Punkten, der Mittelpunkt von unendlicher Negation. Die unendlich gestaltete Ausgrenzung des Unendlichen ermöglicht dessen Immanenz im Endlichen. Alle seine Diskreta verwandeln sich unaufhörlich in den Kraftmedien des durchgängig anwesenden Kontinuums.

Im mathematischen Verstand erscheint der Kreis unendlich teil- und verwendbar. Aber die ewige Qualität des Maßes bleibt in jeder analytischen Prozedur unberührt. Das Unteilbare entzieht sich mitteilend jeder Teilung. Und für das Unverwendbare fehlt uns Wort und Sinn.

(2) Hegel und die Galaxie

An der heute bekannten Gestalt und Größe unserer Galaxie wie des Universums würde Hegel am meisten erstaunen, daß die von ihm so vielgescholtene *Schlechte Unendlichkeit* im Raum und Materie, in Zeit und Sternenzahl, in Bewegung und Universum, nirgends ohne ihr Gegenteil existiert. Zwar haben die Wissenschaften die Vorstellung des Schlecht-Unendlichen ins Unvorstellbare erweitert, aber zugleich nirgends Massen gefunden, die nicht um ein Zentrum bewegt, nicht „in sich reflektiert“ organisiert wären. Nicht die kalte Dialektik von Eins und Vielen im Reich des außersichseienden Begriffes, sondern überall kontrahierend-expandierende Systeme.

Erstaunen würde ihn auch, daß wir nach heutigen Erkenntnissen zur Annahme gezwungen sind, alle Materie im Universum, ja dieses selbst, für nicht von Ewigkeit zu Ewigkeit existierend anzusehen. Ein möglicher Out-Stop im sakrosankten Werden des Begriffs, worin sich Entstehen und Vergehen ohne Ende die Eimer reichten, ein Schock im kosmologischen Auge der Spekulation.

Hegels Logik würde sich nun zwar solange drehen und wenden lassen, bis sie auch das neue Universum unter ihre Fittiche nehmen könnte; aber als Philosophie eines werdend seienden Absoluten müßte sie gewiß kapitulieren. Nicht nur, daß wir heute unwiderleglich in Zeiten zurückschauen, in denen kein endlicher Geist auf Erden existieren konnte; auch der logische Tod des organischen Individuums der Natur als Geburt des endlichen Geistes und damit werdend absoluten, will uns nur mehr als Tautologie der methodischen Negation einleuchten.

Die Aufwertung der Schlechten Unendlichkeit des Universums, vielleicht die grundlegendste Umwertung der abendländischen Werteskala, ist damit unabdingbar: die menschheitsgeschichtliche Existenz als kurze Spanne an eine *unvorhersehbare* Geschichtlichkeit des Universums gebunden.

Ein anderer als der Hegelsche absolute Geist scheint uns geradezu mit der Nase draufhinzustoßen, daß es unserer Existenz für die seine auch in evolutionär-geschichtlicher Hinsicht nicht bedarf. Ein arger Dämpfer für den Ewigkeitsstolz des „existierenden Begriffs.“

Eine schlechte Unendlichkeit lang hätte sich Gott in seiner Nichtexistenz vor Beginn einer menschlichen Zeit gelassen, sich aus seinem Nichts in eine Menschheitsgeschichte hervorzubringen. Und nun wäre mit dem galaktisch notwendigen Verschwinden der Menschheit auch noch sein eigenes Verschwinden besiegelt. Unter diesen Prämissen wären wir Figuren in einem absurden Spiel „von Nichts zu Nichts.“ Wozu ein solches Spiel, und wozu der gegenteilige Schein einer bleibenden Ewigkeit im rastlosen Zu-Ende-Verändern der Menschheit?

Vielleicht würde sich Hegel heute entgegen, irgendwo im Universum sei immer eine, ja vielleicht im Ganzen des Universums eine schier unendliche Anzahl von Populationen endlicher Geister, in denen sich der absolute Geist als existierend anschau. In jedem Winkel des Universums treibe er das Spiel, mit sich auf Sein und Nichts, auf Teufel komm' raus, zu experimentieren.

Angesichts solcher Alternativen sind wir eher geneigt, an das Postulat der Unwesentlichkeit des Universums für die Existenz des absoluten Geistes

zu glauben. Schon um verhindern zu helfen, daß unsere irdische Welt dem verabsolutierten Subjekt Mensch, als dem vermeintlich herrschenden Gott auf Erden, auf Gedeih und Verderb ausgeliefert wird.

(3) Bild und Realität

Die Fotografie definiert Welt philosophiegemäß: nur in den Weisen von Bild erfahrbares Objekt für uns zu sein. Erschienen ist, daß die Erscheinung nur als Erscheinung erscheint. Im Paradigma unseres wissenschaftlich gewordenen Weltbewußtseins ist noch die kühnste Abstraktion eine leere Gravur auf der Folie eines Bildlaufes, der uns allein Realität verbürgt.

Manche Versuche der neuzeitlichen Philosophie, das Bild nur als Moment des Denkens zu fassen und dadurch wegzudenken, äußern nur die Hybris ihres Pantokrators Denken. Dessen Gleichung lautet: reiner Anschauungsakt=reiner Denkakt=bildloser Seinsakt. Man möchte meinen wollen, die Vereinigung dieser Synthesen werde in einigen tausend Jahren die Fundamente einer neuen Menschheit legen. Wird aber jemals die Sprache des Menschen in den Räumen des Begriffes bildlos schauend werden?

(4) Unbewußtheit des transzendentalen Ichs

Wie wir kein sinnliches Bewußtsein von der planetarischen Bewegung unserer Erde, auch keines über die inneren Bewegungen und Kräfte des Erdmantels besitzen, so auch kein sinnliches Bewußtsein von den Bewegungen und Kräften unseres transzendentalen Ichs. Und wie wir dort nur durch indirekte Wahrnehmungen vom Wechsel von Tag und Nacht, von Erdbeben und Vulkanausbrüchen auf eine verborgene Ursache schließen, so auch bei den Grundakten unseres Bewußtseins.

Daher das wie selbstverständliche Paradigma unseres säkularisierten Bewußtseins, sich für ein Ding unter Dingen, wenn auch für ein besonderes Ding zu halten, das durch Augenapparate Blicke, durch Gehörsorgane Klänge mache oder aufnehme, durch Redewerkzeuge allein die Laute der Sprache hervorbringe und durch das Gehirn all sein Tun und Lassen verstehe und obendrein noch eigene Gedanken dazuproduziere.

Die wissenschaftlichen Verwalter dieser Bewußtseinshaltung – die Theorien unserer Neurophysiologen und Gehirnforscher – verhalten sich wie Geologen, die aus der sichtbaren Zusammensetzung der Erdkruste die

Gesetze der Kontinentalverschiebung zu erkennen versuchen, oder wie Astronomen, die die Gezeiten des Meeres als Ursache für Rotation und Gravitation der Erde anzusetzen wagen.

Nicht anders die heutige Phalanx der krud empirischen Wissenschaften vom Menschen. Sie rekapitulieren und differenzieren lediglich das dingliche Selbstverhältnis des Normalmenschen einer vollends säkularisierten Epoche. Aber sie verdoppeln dieses Selbstverhältnis zugleich durch ihre wissenschaftliche Rede und führen es eben dadurch in das Gefängnis eines mythenlosen Mythos.

Zu meinen, daß ein Gedanke das Produkt einer Gehirntätigkeit sei, und das sichtbare Bild die physiologische Produktion der Netzhaut, gleicht den mythischen Gedanken, die Tätigkeit der Vulkane entstehe durch Reizung dämonischer Winde, das Beben der Erde durch unerträgliche Bevölkerungsdichte, der Wechsel von Tag und Nacht durch Verschwinden der Sonne aus dieser Welt. Die Mythen von Netzhaut, Cochlea und Gehirnrinde sind die zurückgekehrten von Isis, Osiris, Zeus und Wotan; - nun aber geschrumpft in die Gestalt von Homunculi, nicht Mensch gewordene, sondern Organ gewordene Gottheit.

Der wahre Homunculus wird der Computer sein: endlich ein Nervensystem und Gehirn mit Fürsichsein und Selbstlenkungs kraft, endlich ein Wesen, das kein Ding mehr scheint, sondern ein sprechender Mythos.

(5) Reliefglobus: Blick auf die Kontinente

Rieseninseln im großen Wasser: vollkommener Ausgleich zwischen Faktizität und Phantastik. Nichts an den Kontinenten, weder äußere noch innere Gestalt, weder Höhen noch Tiefen, scheint aus Begriffen der Vernunft ableitbar. Nichts phantastischer als das Vertrauen Hegels, auch die Charaktere der Kontinente der Bewegung des Begriffes unterworfen zu glauben. Aber kaum weniger phantastisch unser heutiges empirisches Wissen über Genese und derzeitige Gestalt unserer Lebensinseln. Als ob die Phantastiken identisch wären: das Innerste der Vernunft und das Innerste der Erdnatur einander verschworen in der einen Maxime: alles zu wagen; Absolutes im Schleier von Sinn und Deutung komme dann von selbst dazu.

Seitdem wir unsere Erde aus dem Weltraum erblicken, haben wir den Ort eines erscheinungstranzendenten Prinzips endgültig verloren. Von hier oben oder draußen ist nirgends die Schrift einer von den Erscheinungen ablösbaren Vernunft zu erblicken. Daher der Anschein, dies Buch habe

keinen Autor und sei ein Spiel zufällig gewürfelter Buchstaben, ein Produkt terrestrischer Mechanik, ein improvisierendes Plattenwerfen des magmatisch rotierenden Erdmantels.

Im beginnenden Äon einer Endeinsicht in das Ganze der Erdgeographie ist es vollends unmöglich geworden, zu dessen Sinnerklärung die kontinentalen Erscheinungen dem Primat der menschheitlichen Geschichte zu unterwerfen. Das Telos der Kontinente ist sehr viel einfacher: sie dürfen eine bestimmte Zeit in bestimmter Gestalt existieren, ehe sie wieder in den schaffenden Orkus des Erdmantels fahren, um dereinst an anderem Ort als andere wiederaufzutauchen.

In Hegels Deutung wird vorausgesetzt, der Weltgeist habe sich lange vor Bestehen einer Menschheit (von welchem Vor die Hegelsche Philosophie nichts wußte) eigens ausgesuchte Erdteile für seine Reise um die Erde in den Kollektivköpfen der Volksgeister erwählt und zubereitet. Mag auch an der Voraussetzung im allgemeinen nicht zu zweifeln sein, so doch an deren absolut gewußte Bindung an eine bestimmte Empirie der Erdteile. Sie erscheint uns heute wie das spießbürgerlich biedermeierliche Getue einer Philosophie, die ihr Setzen und Voraussetzen mit der Setzweise des absoluten Geistes verwechselt.

Jene in universaler Empirie schaffende Kraft, wenn sie nun Vernunft genannt werden soll, erträgt jedenfalls die Kontingenzen in den agonalen Widersprüchen der Erscheinungen in einem Maße, die die Hegelsche Vorstellung von terrestrischer Vernunft als Emanation einer Polizeiphilosophie desavouiert. Wäre das Kontingente seinem Reservoir an Kräften nicht gänzlich überlassen, fiel alle Schuld der Erdkatastrophen gegen die gottähnlichen Erdbürger auf den verborgenen Autor zurück.

Dennoch will es uns nicht in den Sinn, daß es einen Autor geben soll, der ein sich selbst schreibendes Buch verfaßt habe. Und noch dazu mit derart gegensätzlichen Kapiteln: eine Geschichte der Kontinente mit Lava und eine Geschichte der Menschheit mit Blut geschrieben. Es scheint, als hätte Heraklit als einzig ernstzunehmender unter den Propheten gesiegt.

(6) Bewußtsein zwischen Spiegelmauern

Von zwei Mauern umschlossen: unsichtbaren, unhörbaren, kaum in Umrissen erkennbaren Mauern: das sich als Bewußtsein unbemerkte Bewußtsein des Menschen.

Unsichtbar und unhörbar, weil sie wie vollkommene Spiegel erscheinen. Und nicht der Spiegel, nur das Gespiegelte wird wahrgenommen. Der Spiegel zwischen Bewußtsein und Außenwelt trennt uns als Subjekte von den imaginierten Objekten des Spiegels.

Zwischen Bewußtsein und Gott erscheint in der jeweiligen Spiegelmauer das jeweilige Gottesbild. Die kanonisierte Offenbarung imaginiert es als direkt ergreifbar.

Solcherart finden wir uns eingemauert vor: als Ich, immer schon in einer bestimmten Welt-Anschauung und einem bestimmten Gottesverhältnis oder -unverhältnis. In der Weltanschauungsmauer spiegeln sich Mythen, metaphysische Begriffe und Normen oder, in metaphysikloser Zeit: die Tataschen des Tatsachenblickes. In der Gottesmauer erfahren wir eine bestimmte Religion oder Nichtreligion, immer aber ein unauflösbares Hinterunssein.

Die Philosophie ist der bald mehrtausendjährige Versuch, beide Mauern in das Ich selbst hineinzunehmen und als dessen Machinationen aufzulösen. Als völlig durchschaubar gewordene Mauern wären die Spiegel endlich zerbrochen. Wenn endgültig geklärt sein wird, was hinter unserem Rücken vor sich geht, werden wir auch endgültig wissen, was vor unserem Bewußtsein sich abspielt. Dann wäre gewußt, wer wir sind, woher und wozu.

Das Denken mußte schon bald als Produzent der zweiseitigen Spiegelung menschlichen Bewußtseins in Verdacht geraten. Denn nur im denkenden Denken erscheint weder Welthaftes noch geglaubt Offenbartes. Auf den Spiralen des Begriffes steigt das Ich über beide Mauern hinaus und erblickt in beiden Richtungen sich selbst: als ewige Gottheit und als absolut vergängliche Welt.

(7) Das Verschwiegene

Es gibt kein Individuum, das aus sich das Allgemeine gänzlich ausschlösse; aber es gibt auch kein Allgemeines, in dem das einzelne Individuum zur Gänze eingeschlossen wäre. In der Gewißheit unseres sinnlichen Anschauens webt die Unaussprechlichkeit des Dieses wie dämmernder Nebel. Darüber kann mit niemand gesprochen werden, den, der versucht zu sprechen, eingeschlossen. Die Unaufhebbarkeit des Individuellen gibt sich allenfalls in Gleichnissen des Schweigens kund: die Traumschrift der großen Musik webte daran bis zuletzt.

Daß wir aber angesichts der Einzelheit ebenso sehr in Unbegrifflichkeit und Schweigen fallen wie beim Versuch, das Transzendente als solches zu erfassen, deutet daraufhin, daß Gott noch in anderer Weise anwesend wird, als wir bisher vermuteten und glaubten.

Alle Verstorbenen waren Einzelne und sind es noch als Verstorbenen. Nur die Unzugänglichkeit ist nun endgültig zur Gewißheit geworden. Als wäre am Einzelwesen die letzte Synthese seiner im Tod erlangten Eigenschaften von einem individuellen Begriff her zu denken, vor dem schon die Sprache, obgleich göttlicher Natur, als unwahres Schweigen versage.

(8) Sprach-Philosophie

Die Ablösung der Neuzeit durch die Moderne bedeutete für den philosophischen Gedanken die unausweichliche Bewegung auf die Sprache zu. Subjekt und Objekt, die Getrennten Descartes, haben sich im Prinzip auf beiden Seiten vollständig ausdifferenziert und damit an ihr gleichsam ontologisches Ende verfügt.

Die beiden Reiche: objektloses Subjekt und subjektloses Objekt, stehen sich unvereinbar und in aporetischer Einheit gegenüber. Das vollständig reine Subjekt ist nur Objekt der Idee, und das vollständig gereinigte Objekt ist nur Projektion des Subjekts. Hegels Logik und Schrödingers Katze reichen sich hinter der Wand die Pfoten.

Das neue Absolute ist das genaue Dazwischen, das Dazwischen der gesuchten Intersubjektivität. Um sich dieser unergreiflichen Genauigkeit anzunähern, bedarf es der Sicht auf die Sprache als Sprache, die nie aufgehört hatte, die vergessene Einheit zu verbürgen. Im Nachdenken des Vorausdenkens der Sprache findet sich das Wort als identischer Grund von Subjekt und Objekt. In ihm und aus ihm wird ein neues Entsprechen beider Reiche und der Sprechenden selbst möglich und notwendig. Die ausdifferenzierten Subjekt- und Objektsprachen sind daher in die Sprache der Grundwörter aufzuheben. Leichter gesagt, als getan.

Denn da ist noch eine weitere Wand vor Schrödingers Katze und Hegels Logik. Auf dieser ist die neue Projektion notiert, der neue Text, aber noch kaum sichtbar in seiner unaufgelösten Verschwommenheit. Noch stehen wir selbst im Strahl der Projektion, noch sind wir nicht hinter unsere Vergangenheit zurückgetreten.

(9) Materiale Logik

Jede Anschauung von Realität ist angewandte materiale Logik. In jeder Erfahrung setzen wir die daseinsermöglichende Identität von Weltform und Weltinhalt voraus. Und gerade weil unser unmittelbares Lebensbewußtsein den existentiellen Akt in seiner Unbegriffenheit unangetastet läßt, ist es über die formalisierenden Einzelwissenschaften von Welt und Mensch immer schon hinaus.

Doch ergreift es das rettende Andere nicht. Zwar reflektiert die Lebenswelt in jeder Anschauung - unbewußt immer - unentwegt auch den Lebensakt in seinen vermuteten Grund und jene vorausgesetzte Einheit zurück und fühlt sie als Mirakel der das Bewußtsein umspannenden Banalität. Aber dieses Tasten des Gefühls gleicht den ins Leere greifenden Händen eines Ertrinkenden. Was jeweils Lebenswelt ermöglicht, behindert sie zugleich tödlich: die unübersteiglichen Grenzen unserer Sprach- und Sozialparadigmen.

Obgleich die Wissenschaftler unter denselben Voraussetzungen leben und Segmente von Welt und Mensch in die Sprache der Formen übersetzen, vermögen sie sich und einander kraft des Formaldünkels als Herren der Dinge und des Lebens zu spielen. Sie verhalten sich wie Kinder, die man in der Garage das Autofahren spielen läßt. In Wahrheit werden auch sie gefahren, - im Wagen der allumfassenden Logik, die ihnen umso unmerkbarer wird, je mehr sie der Anschauung entsagen.

Der nicht formalisierende Mensch ist wenigstens der Versuch einer Jetztwelt selbst; immer weiß er, nur als geduldeter Beifahrer im fremden Wagen zu fahren. Doch bleibt ihm unformulierbar sein verborgenster und gleichwohl erster und letzter Lebenswunsch: das gefühlte Dasein in einer wirklichen Welt begreifen zu können.

Fortschreitend indes nährt der Dünkel der Wissenschaften die Illusion einer reinen Formenwelt, zuletzt einer absoluten formalen Logik, die uns ermächtigen werde, die reale Welt aus den Angeln zu heben. Einzig eine Philosophie der materialen Logik vermag jenen Wunsch wie diese Illusion bei ihren Namen zu nennen.

Theologie und Religion

(10) Verlassenschaft

Am Ende der Moderne wird die nominalistische Individualisierung vollbracht sein. Die Verlassenschaft Gottes vollendend, wird der letzte nominalistische Schrei, Absolutes gewordene Einsamkeit des Individuums, die namenlose Grenze zwischen Gott und Mensch benennen. In diesem Äußersten von Verlassensein wird die Umkehr beider Verlassener geschehen, in den vollendet Individualisierten wird sich Gott wieder verbindlich erheben. Dann wird der Mensch dem Menschen nicht mehr kollektivisch ausgeliefert und Auschwitz als Golgatha der Moderne erkennbar sein.

Aber noch leben wir in unserer Ausweglosigkeit: ein vollends privatisierter Gott droht in jedem Augenblick in sein Gegenteil zu stürzen: beliebiger Mensch zu werden; und ein fundamentalistisch in sein altes Kollektiv zurückkehrender – Gefängniswärter sind ihm seine Altgetreuen geworden – verfehlt das Innerste des individualisierten Ichs. Wie aber wird Er sich in den Avantgarden seiner Einsamkeit zurückmelden? Wie sich seiner Geschichte erinnern? Wie den Prozeß einstmaliger Kanonisierung neu aufrollen? Wie den kultuslosen Kultus der mystischen Wüstensöhne, die schon damals auf weltliche Weltherrschaft Verzicht leisten wollten, überwinden?

Nur leiblich durfte Auferstehung gedacht werden, nur in dieser war das alte genealogische Prinzip – seit des Petrus Handstreich – als Ermöglicher und Garant einer triumphierenden Weltkirche wirksam. In der Morgenstunde unserer Zukunft dämmert das erkennbare Ende dieses Weges.

(11) Himmel

Unwiederholbar entrückt ist uns jene Epoche des menschlichen Bewußtseins, wo sich in Wort und Vorstellung ‚Himmel‘ ein Sinnbild für das angrenzend-anwesende Gottesreich eingefunden hatte. Wo sich dies umwölbende Stück Natur, das selbst wie deren Transzendenz erschien, als greifbares Zeichen eines anderen Seins, ebenso drohend wie bergend, ins Bewußtsein geschrieben hatte. Unmittelbar nahe und unerreichbar fern, zuoberst den Sinnen und zuinnerst dem Sinnieren der erwartungsschwangeren Propheten und Heiligen. Menschliches Bewußtsein

war sich seiner Wohnstätte gewiß an der himmlischen Wand zum Nachbarn Ewigkeit.

Wie dürftig und bettelarm dagegen eine spätere Zeit, in der ‚Himmel‘ nichts weiter assoziiert als das endlose Kontinuum von Raum und Zeit, eine unendliche Ausdehnung geistloser Materie, eine Expansion unzählbarer Galaxien sowie den Reflex eines zufälligen Farbenspiels auf unserer Netzhaut. Nicht mag das Reich Gottes verschwunden sein, wohl aber dessen naturanaloge Anwesenheit im symbolisierenden System unserer Vorstellungen.

Ist nun alsbald alle natura naturata kraft wissenschaftlicher Entwicklung vollendet säkularisiert, so taugt kein Materielles mehr zum weltverbindlichen Sakralzeichen für Transzendentes. Unumkehrbar stehen wir mitten in der Wende zur neuen Welt. In dieser sind natürliches und technologisch umgeformtes Dasein ununterscheidbar; und im neuen Bewußtsein tut sich die neue Sakralschrift auf: die natura naturans als Chiffre unseres unmittelbarsten Miteinanderseins. Aus der verschwundenen Himmelswand tritt uns der erkannte Christus entgegen.

(12) Unendlichkeitssprache

Das wiederkehrende Dasein der Natur, das Werden aller ihrer Erscheinungen, im unbegrenzt Kleinsten und unbegrenzt Größten, enthält eine nicht zu begrenzende Zahl an Sinnwörtern, die von keinem sogenannten treffenden getroffen, von keinem Sinnwort der menschlichen Sprachen letztgetreu erfaßt werden können. Und ohnehin gänzlich entzogen ist uns jenes eine Wort, in dessen Sinnraum allein die unendlichen verbunden, trennbar und wieder vereinbar sind.

Künste, Dichtung, Philosophie, Wissenschaften leben wesentlich in der Illusion, durch ihren Gebrauch von Sprache das grenzenlos Artikulierte der Unendlichkeitssprache endgültig abbilden und repräsentieren, erreichen und erzeugen, umfassen und durchdringen zu können. Aber das ‚treffende Wort‘, die ‚umfassende Geschichte‘, das ‚die Sache seiende System‘, die ‚die Welt erklärende Wissenschaftsrede‘, ‚die das Unaussagbare aussagende Musik‘ müssen wie Kinderkrankheiten des Geistes überwunden sein, ehe er in jenen Raum einzutreten vermag, in dem die sogenannten Objekte der Welt als sprachungemeines Aussprechen jener sich entziehenden Sprache erfahrbar werden. Und wie das naturwissenschaftliche Objekt unbewußt durch den Kantischen Fragehorizont hindurchgeht, so das kontemplierte durch den exakten

Spiegel strenger Methodenlosigkeit. – Im Sichverschwinden des schauenden Schweigens entzückt sich – gleich einem System musikalischer Ahnungen – die infinite Sprache der coincidentia oppositorum.

(13) Eschatologie des Naturschönen

Mit der eschatologischen Weltnegation nach Christus wurde die Natur als Erscheinung eigener Schönheit erweckt. Als Selbstgespräch von Gott sprechend, vollführte die neue Natur neuen Geistes die erste, noch verhüllte Autonomisierung von Welt. Die repräsentierenden Sprachen von Orakel, Opferschau, magischen Symbolen und Zeichen verloren ihre Gewalt über menschliches Bewußtsein.

Das Universum, neuzeitlich entdeckt, war demnach weder ein Erstes noch ein Letztes, weder ein demiurgisch Zeugendes noch ein richtend Versöhnendes. Sondern unsere Welt: ein Ort radikal geschöpflicher Kontingenz, in dessen unendlichen Bahnen die ekstatischen Momente transzendenter Freiheitsgebilde, von kairos zu kairos, aufscheinen. Dies in einem radikal entmythologisierten Bewußtsein, zu dessen Ermöglichung das Selbstopfer Gottes die unbedingte Bedingung war. So ist die Natur im Modus befreiter Schönheit entthront, nicht vernichtet, momentiert, nicht gnostisch geleugnet, in der Hülle göttlichen Scheines wirklich, nicht Phantasie eines schelmischen Demiurgen.

Zur Neuzeit opfert sich Gott ein zweites Mal: sein Verschwinden entdeckt uns ein labyrinthisches Universum von sprechenden Teiluniversen, deren Sprachen aber vorerst – als sei die erste Weltnegation vergeßbar und opferlos die jetzige Gottes möglich – als wissenschaftliche Legenden von herrenlos-herrschenden Dingen, als Offenbarung Erster und Letzter Wirklichkeiten gelesen werden. Womit wir – in welthistorisch einzigartigem Schein – für eine Weile auf dem Sprung stehen, in die alte magische Natur, nun aber in eine mythenlos mythische, zurückzukehren.

Und damit in die ausweglose Alternative unserer Wissenschaftsreligion: Ewige Wiederkehr des Gleichen oder Entstehen aus und Verschwinden in Nichts. Die eschatologische Weltnegation stürzte in eine apokalyptische Sinnnegation; für das sinnlose Spiel eines kopflosen Demiurgen wäre es Erfüllung, die Existenz der Menschheit als Opfer einzufordern.

(14) Concordia Tempel zu Agrigent

Die Geschichte der Menschheit bewegt sich auf einen neuen absoluten Wendepunkt zu. Anfangs und bis in die späten Tage der bisherigen Welt: eine nicht reflektierbare, nicht aufbrechbare naturwüchsige Naturgebundenheit aller Gottes- und Sozialbeziehungen des Menschen. Selbstverständliche Orts-, Geschlechts-, Kult- und Hierarchiegebundenheit als ausschließende Gottesanwesenheit im kollektiv geführten Individuum. Im beginnenden Übergang aber bricht nun die Gottheit aus ihren altgewordenen Beziehungsweisen auf und nimmt Raum im neuzugebärenden, uns noch kaum bekannten Individuum.

Vereinzelt wohl schon innerhalb des Christentums angekündigt: Meister Ekkehart; aber allgemeingültig erst in seinem verwesentlichten Danach. Nun erst möglich, was vordem nicht einmal denkbar: daß die Individuen als Individuen die Geistesgegenwart Gottes suchen und in sich umzirken müssen.

Existiert aber der Geist in individuellen Tempeln, setzt dies, um ein Zusammenleben und Verstehen der individuellen Wege und Beziehungen zu ermöglichen, die selbstverständliche, nirgends mehr eigens bemerkte Allgemeinheit seines neuen Mitlebens voraus. Gott als Geist in den Individuen allgegenwärtig: eine je neue, radikal individuelle und zugleich allgemeine Geschichte in den Individuen eröffnend.

Auch im Bewußtsein des Gehirnforschers, der sich sein Kopforgang zur letzten Naturgottheit erheben möchte, gilt die unbewußte Überzeugung, daß er nicht als Gehirn handle, lebe, denke, fühle, forsche...

Mit dem Ende des alten Individuums sterben auch alle Herkunftsgeschichten, die bisher als Vermittlungskitt der Gottesbeziehung unersetzlich waren: Familie, Stamm, Nationalität, Rasse, Kultur. – Radio, Fernsehen und Digitalmedien sind die Todesformeln des alten Individuums, die neue nichtreligiöse Religion der sterbenden alten Welt: eine absurde Allgegenwart, die der kommende Gott in Kauf nimmt, um hinüber zu kommen mit uns ans andere Ufer.

Dann wird Gott der allein Weise und Weisende sein, und im Ende der großen Führer, Propheten, Genies und Weisen wird deren Sinn in einer letzten Fassung noch einmal aufleuchten. Und ohne jene neuen Beziehungsweisen wird es in der neuen Welt radikal endlicher Individuen kein Überleben geben.

(15) Christus über Rio de Janeiro

Mit ausgebreiteten Armen beschwört er die untergehende Sonne, den Lauf der Zeit anzuhalten. Beschwört sie, endlich dem Wort sich zu fügen, dem Wort vom verheißenen Ende der Welt. - Der Vater sieht's und lächelt. Was weiß ein Sohn von der Größe der Welt?

Sprachlos geworden, schweigt der Sohn. Denn Wort und Zeit sind in keiner Rede mehr ultimativ verbindbar. Kaum noch denkbar: ein Reigen zeitloser Geister inseits des Zeitungeheuers Welt.

Als Koloss versteinerner Erinnerung wird der erhöhte Mann zum Wächter des Todes. Suchend ein Zeitloses, breitet er die Arme. Aber weder die Autos in den Straßen noch die Sonne hinter ihm am Himmel beachten sein Zeichen. Allein den Sterbenden und Leidenden weist es den Weg hinaus aus dieser Welt. Aber die anderen sind nicht ferne: einem mörderischen Chronos ausgeliefert, durchwandern sie nur Kampfestäler, eine Zeitlang überlebend.

(16) Danach

Als der Nukleus gekommen war und die glühenden Reste des vernichteten Lebens auf die Erde stürzten, erhob sich die Statue des Sohnes unversehrt auf dem Hügel über Rio de Janeiro. In den dampfenden Schwaden stand er wie die fata morgana einer verschwundenen Welt und segnete unverdrossen mit wie fliegenden Armen die Erde. Am dunkel geröteten Himmel stand hinter ihm in gleißendem Gelb die untergehende Sonne. Der Koloss von Rio schwankte nicht, er verblieb wie das einzig unbesiegbare Weltwunder der Menschheit.

Jetzt war sein Satz vom Weg und der Wahrheit und des Lebens ein Wäre geworden.

Durch die zerrissene Lufthülle drang der Sonnenwind in die Trümmerwege der Stadt. Die Engel fürchteten sich an ihrem unbekanntem Ort, als wäre nun überall Hölle. Langsam sank die Sonne in die verkohlten Wälder des Amazonas. Er aber stand mit gebreiteten Armen, sein Warten segnend, bereit, die Ankunft Afrikas zu erwarten. Dann würde er herabsteigen zur wiedergenesenen Erde und die Suche nach dem vergessenen Tier beginnen.

Geschichte und Politik

(17) Albrecht Altdorfer, Alexanderschlacht (1529)

Die Menschheit in das Inbild ihres Wahns zusammengeballt: Gegeneinander statt Miteinander. Kampf um Macht über Erde und Menschen statt Frieden von Macht für Erde und Menschen.

Aber das Ereignis, das Ereignis! Seht, schon steht es in verewigten Lettern am Himmel! Jubelchöre preisen den Ruhm der Sieger, und vergessen ist das blutende Meer der Opfer.

Wütend rotiert die Sonne in ihren Grund, scheint vor Scham zu verglühen, zu schäumen über den Frevel unnötigen Kampfes. Sich verhüllend beginnt sie, die fernere Welt einzufrieren. Schon ist der Herd der Schlachten gekühlt, das Ungeheuer Geschichte umzingelt, das Rühmen und Verewigen für alle Zukunft gelöscht.

Wolken und Berge vermischen sich, im Himmelsschaum wird die neue Welt gegoren. Dann wird sich keine Kunst mehr entblöden, den Fluch über die Menschheit im wogenden Bild zu verklären.

(18) Stunde der Gnosis

Ein Diktator, der sein Volk verhungern läßt, kann sich dennoch einbilden und in dieser Einbildung die Gewißheit pflegen, er opfere sein Leben für das Volk, und das Volk sei ihm zu Dank verpflichtet: Ceauşescu.

In den beiden Massenideologien des 20. Jahrhunderts erreichte die Weltgeschichte jene wagemutige Stunde, in der die Ausblendung von Realität – in der stillsten aller Traditionen: der Gnosis – zum verbindlichen Kriterium politischen Verbrechens wurde. Zu später Stunde wird der verbogene Zielsinn der Gnosis erkennbar: Die Vernichtung des Menschen als Glück des Menschen, die Ermordung der Anderen als Erfüllung des Einen. Das Emporkommen institutionalisierter Massenmörder läßt sich nicht aus der weltgeschichtlich eingeübten Selbstblendung durch Macht erklären.

Wäre Mensch wirklich Mensch, dem neuzeitlichen Programm gemäß: ein guter Wille, obzwar in verborgenem Grund, so hätte keiner jemals die Blendung annehmen, niemals hätte sie die Geschicke der Geschichte bestimmen können. Wo die Moderne im Gewand der Aufklärung die Definition des Menschen umzirkte, gähnt heute ein offener Schlund.

Glühende Ozeane eines kaum noch bekannten Unter-Ichs tragen die Kontinente des Ichs. Eine Freiheit demiurgisch pränataler Willkür, formierbar durch die Mechanik beliebiger Heilsvorstellung zum Herrscher oder Sklaven, zum Anführer oder Mitläufer: der innerste Motor jeder charismatischen Hierarchie unter Menschen. (Im Orkus daher Hierarchie als Organisationform von Religion.)

Vollkommene Willkür: im Schein allmächtiger Worte erklärt sie die Welt für nichtig und sich selbst im Geist des Wortes für widerspruchsfrei glücklich. Täglich nimmt sie das heilende Gift des Wortes zu sich, um sich über dem Sumpf zu halten, den sie erzeugt, indem sie ihn übersieht. Der glückliche Mensch steht unter Gottes Leitung, und diese unter der magischen Regie des lächelnden Worteführers. Die Widersprüche der Realität mögen Legion sein, der seines ewigen Glückes Gewisse blendet und tötet alle durch seinen letzten, den allmächtigen Wider-Spruch.

Die Leichen dieser Endlösung sind mittlerweile Legion. Unsere Zukunft retten wir nur, indem wir neuerlich, aber diesmal ohne Ausblendung bekannter und unbekannter Realität, versuchen, in die unterirdischen Erdteile hinabzusteigen, um im Labyrinth unserer Widersprüche des verborgenen Unwesens ansichtig zu werden, - habhaft wohl nie.

(19) Das All-gemeine

Das Allgemeine des 20. Jahrhunderts, in seiner erschreckenden Unglaubwürdigkeit dennoch verbindlich, durchraste seine stets neu zerfallenden Antinomien, ohne je zielversöhnt in sich zurückzukehren: ein über sich hinausjagender Eintagsäon. Ausgehöhlt liegt es nun unter unseren Füßen, einem Ungeheuer der Vorzeit gleich, bereit zur Präparation und Besichtigung im Museum einer rasend gewordenen Evolution.

Unglaubwürdig war es nicht allein durch seinen pluralistischen Selbstzerfall, sondern weil es zu oft als das Alle-gemein-Machende, alle Verachtende, alle Erniedrigende regierte. Das All-Gemeinste war der verfügbare Völkermord: industriell vollzogen und gerechtfertigt als maschinelle Schlachtbank im Gleichgewichtskampf der All-gemein-

Mächtigen. Geschichte seitdem der benennbare Ort transzendenter Unbegreiflichkeit.

Was dem neuzeitlich ererbten Individuum an Freiheit und Macht gegeben wurde, wurde ihm an Existenzrecht und Lebensinhalt genommen. Auch am Ende des Säkulum sozial gefesselt an massenzynische oder nationale Ideologien, zugleich innerlich entfesselt und sich selbst überlassen: das Ich im Rausch niegewesener Willkür und Leere, ein Tyrann ohne Mythos, ein Gott ohne Religion, ein Taumler zwischen Übermensch und Untermensch. (Das rechte Fraßopfer für die Konsummaschinen der Märkte.)

Einer, der allein sein, aber nicht sich begegnen will; einer, der nur sich anerkennt, aber ohne Anerkennung anderer sich nichtig weiß. Die Moderne der Kunst gab ihm den exaktesten Ausdruck. Es dämmert allenthalben, daß die Hypothek der Ersten Welt, das neue Subjekt einer kommenden Weltdemokratie definieren zu sollen, die Aufgabe von Mystikern noch unbekannter Art sein wird.

(20) Dresden, zerstört

Eine Ikone rationaler Sinnlosigkeit, eine Ikone der Unbegreiflichkeit des 20. Jahrhunderts. – Die Wiederkehr des erfüllten Fluchs bestätigt das Verhängnisprinzip der Menschheitsgeschichte. Nach der Katastrophe gleicht das Bild der Zivilisation dem Anfangschaos der Natur. Aber schon die Schwesterstadt San Francisco hatte 1906 keinen Vernunftoptimismus mehr vorgefunden, der erschüttert worden wäre.

Ins europäische Bewußtsein eingeprägt bleibt der Blick vom Rathausturm mit der unversehrten Gestalt des Engels an der Seite. Das Gesicht, durch jenseitigen Frieden in ein Antlitz verwandelt, die Hände, durch segnende Gebärde ins Absurde verohnmächtigt, eine zurückgebliebene Wegweisergestalt, als führe auch aus dieser Katastrophe ein Weg hinüber ins Land der unbekannteren Versöhnung.

Je unfähiger zu begreifen, was unter ihm geschah, sieht er umso klarer und entschlossener in der fernsten Zukunft das allesversöhnende Ende. Fast scheint es, als bedaure er die Menschen, nicht wegen ihres Schicksals, sondern weil sie noch an Leid und Tod glauben müßten.

So rettet sich unser Engel ohne Verstehen zwischen Himmel und Erde und rettet sich ins Reservat gnostischer Weltdeutung. Zwischen unendlicher Güte dort und grenzenlos Bösem hier erfährt er den Ruf seiner

Abdankung. Sein letzter Traum war: diese Welt könnte der Traum eines bösen Engels gewesen sein.

Entsetzte Fensterhöhlen starren auf ihre herausgebrochenen Eingeweide: die reale Möglichkeit jedes europäischen Hauses der Zukunft. Und aus den zerfetzten Straßenzeilen ragen die Ruinen der Häuser wie erstarrte Statisten einer nicht mehr aufführbaren Tragödie. Deren Opfer sind schon abgetreten, von der zerstörten Erdbühne verschwunden. Das Stück des Wiederaufbaus wird schon plakatiert, gehende Wesen zwischen den Trümmern agieren die Pantomime solitärer Wüstenbewohner, - wie in den apokalyptischen Idyllen Dalis.

Ein sich noch unbekannter Geist schwebt seither über der Richtstätte Europa. Liegt unser Sinn von Geschichte unter ihren Trümmern begraben, so auch alle Illusionen und Güter des Alten Kontinentes. – Die neue Frage daher: unter welchen Bedingungen kann eine Menschheit überleben, nachdem Europas Versuch gescheitert ist, unter alteuropäischen Vernunftbedingungen Geschichte als Gattungsgeschichte im eigenen Haus zu leben?

(21) Circus maximus

Die Schauer der Unsterblichkeit durchrauschten den Römer, wenn er unter Abertausenden das Erscheinen der Wagenlenker zur Quadriga erwartete. Für einen Augenblick waren alle Grenzen seines einfachen und sorgebelasteten Lebens aufgehoben und er fühlte sich im Zentrum der Welt, dem von den Göttern auserwählten, im leuchtenden Focus eines rauschend sinnerfüllten Daseins.

Dies schloß nicht aus, daß er sich zuvor noch, in Momenten lästiger Langweile, in den Ziegelreihen des Kaiser-Palastes gegenüber erkennen konnte. Er war wie diese: festgefügt Material und ersetzbarer Baustein an der weltbeherrschenden Größe Roms. Doch auch die Herrschenden in der säulengeschmückten Loge, auch der Kaiser und die Senatoren waren nicht Bauherr und Besitzer, auch sie nur eingesetzt in das Mauerwerk, allenfalls Pächter auf Zeit, von dieser vielleicht schon bald zurückgerufen und ausgewechselt. Hier auf den Tribünen konnte jeder die Raumstelle jedes anderen einnehmen, dort in der Loge wartete schon hinter jedem Auserwählten auf Zeit der drängende Nachfolger.

Rasch fallen die Schatten der Tagesneige in die Arena, und die lange Ellipse der Rennbahn streckt sich zum Rechteck. In den goldenden Teppich des Sandes zeichnen sich wie fragende Schattenfiguren. Die

vergoldeten Obeliskten im Mittelschiff der Bahn leuchten wie von Göttern gesandte Pfähle im Schräglicht der letzten Sonnenstrahlen. Ein wellendes Rauschen läuft durch das Oval, als atmete die Gottheit beglückt in der Wonne des unwiederbringlichen Augenblicks.

In der Ekstase dieser Selbstvergessenheit mußte jeder mythisch universell empfindenden Römerseele der Gedanke an die ausnahmelose Sterblichkeit aller an diesem Tag im circus maximus anwesenden Menschen als eine unaussprechliche und unausdenkliche Absurdität erscheinen. Daraus die unabweisliche Einsicht, daß das höchste Leben, das der Götter ohnehin, von früh bis spät, von Tag zu Tag, im gemeinsamen Genuß fortwährend spannendster Wagenrennen zugebracht würde. Und im endlosen Erleben eines stets andersseligen Lebens dürften sich auch die Sterblichen so anders und fremd werden, als wären sie nichts als ein Saumstück am Kleid einer Götter zeugenden Zeit.

Und dies verschaffte ihnen Rom bereits hier und jetzt, wenigstens für einige Stunden in der Woche; Rom, von den Göttern unsterblich gewollt, Rom zur Weltherrschaft berufen, zu jeder Grausamkeit berechtigt, zu jeder Größe befähigt.

Triumphierend schmettern die knallend hohen Trompeten ihre gespitzten Fanfaren. Rom jubelt, und keine Gottheit konnte ihm in diesem Augenblick Einhalt oder Verschwinden gebieten.

Die Herrschenden aber wissen zu jeder Zeit, daß es gilt, ihren sie tragenden Massen den glänzend betäubenden Schein vollkommen erfüllter Augenblicke vorzuführen. Denn wie den Bissen Brot benötigen sie Stunden rauschhaften Selbstvergessens. Nach genossenem Spiel sind sie getrost nach Hause entlaßbar und neuerlich unverändert verändert und daher zufrieden mit ihrem zugeteilten Los.

(22) Pompeij, Luftbild

Das vollständig erhaltene Gerippe eines Stadtkörpers: unfaßbar, daß hier Menschen gingen, Kinder tollten, Tiere brüllten. Und in demselben Hier: ein anderes Jetzt, der endlose Akt eines Nimmerwiedersehens.

Trotz unserer Zugehörigkeit zur Logik neuzeitlichen Bewußtseins und deren Einsicht in die Absolutheit des Nichtmehrseins, rebelliert etwas in uns dagegen. Als sei die Vorstellung absoluten Verschwundenseins nicht logisch, sondern dämonisch, die Anmaßung einer dämonischen Logik. Wir sehnsüchteln: wären wir nur leise genug und mit anderen Augen

seherisch, könnten wir hinter das Gerüst unseres Bewußtseins tauchen und die geisterhafte Bewegung der Vergangenheit erinnern, könnten wir die vergangenen Augenblicke nach Belieben schauen, die Menschen sehen in ihrem unvergeßbaren Damals, spazieren über die Gassen und Plätze, in gute und schlechte Taten verwickelt, in glücklichen und schrecklichen Augenblicken verharrend. Sogar das Lachen und Weinen, Wortfetzen und Rufe, das Klatschen des Regens, das Rumoren des Vesuvs wären wieder da.

Wir ahnen, daß ein absolutes Verschwundensein zuletzt vom Niegewesensein nicht zu unterscheiden wäre. Die Gleichungen unserer Vernunft begegnen uns zuletzt wie Ungeheuer. Und die Vorstellung eines totalen Verschwundenseins im Ende, eines absoluten Vergessens alles in der Geschichte Geschehenen, nicht weniger phantastisch als die Vorstellung von prall gefüllten Erinnerungsbüchern, die alles Geschehen im Jenseits abruffähig enthielten.

Wahrscheinlich aber geschieht weder das eine noch das andere, sondern - wie immer - das überraschend Dritte. Vielleicht eine Verwandlung alles Geschehenen in einen göttlichen Kern. Von den größten Schlachten bis zum Streit zweier Nachbarn beim Haus des Proculus.

Ein Kern, in vollkommener Verborgenheit anwesend in allen Geschehnissen, Handlungen, Gedanken, anwesend als das Unentstandene und Unerreichte, Unvergängliche und vergeblich Gewollte. Daß wir also zu Gast gewesen wären, nicht in tödlich-vergänglicher Geschichte allein, sondern zugleich im Raum unerkannter Ewigkeit.

(23) Grundparadox der Geschichte

Zu allen Zeiten und Orten gleichen Ethnien, Völker, Staaten der Besatzung von Schiffen, die, auf einem unermeßlichen Ozean von Äonen ausgesetzt, Inseln des Friedens gleich, ins Ungewiße dahinfahren. An Bord regiert die jeweilige Hierarchie, das Verhängnis von Herr und Knecht, die schiefe Ebene von Oben und Unten. Lange Zeit fahren die Schiffe in Frieden: trotz unendlichen Streits im Innern ist das Ganze ungefährdet.

Aber zu allen Zeiten und Orten der Menschheitsgeschichte nähert sich eines Tages eines der anderen Schiffe. Und wie auf unausweichlichem Befehl von oben öffnen die Schiffe ihre Schleusen und die Männer jagen über die gerippten Auslegerampen in das zurückweichende Meer der Zeit, das sich in die Wüste des Krieges

verwandelt. Nun wechseln die Besatzungen, auch die Hierarchien und die Arten des Streitens, aber die Schiffe selbst bleiben zumeist unberührt.

Nach erfolgter Schlacht nehmen sie im zurückkehrenden Lebensgewoge wieder Kurs auf Frieden, getrennt oder vereint, aber wieder nur für eine gewisse Zeit, für eine gewisse Strecke. Also lautet das Fundamentalparadox der Geschichte: auf Inseln des Friedens im Ozean der Zeit zu fahren, aber zugleich über einer stets irgendwo auftauchenden, ebenso unermeßlichen Wüste des Grauens nie endender Kriege.

(24) Hitler vor Bruckner

Das Kainszeichen an der Oberarmbinde, in den hohen Lederstiefeln den Schweiß zwischen den Zehen nicht spürend, stand er, stramm, unermordbar, unvergeßbar. St. Florians marmorne Gänge erblickten aus altchristlichen Augen eine dunkle Gestalt vor Bruckners Büste. Gläserne Gedanken sprachen zu sich im hellen Raum zwischen den wie Versteinerten: dies war ein Heroe der Töne, und ich bin der Heroe des deutschen Volkes.

Wie dieser Töne zueinandersetzte, werde ich Menschen zueinandersetzen; wo dieser die unreinen und unschönen wegließ, vernichte ich die unbrauchbaren und wertlosen. Und wie sich dieser behauptete, gegen Feinde und Freunde, so behauptet sich mit mir das deutsche Volk unter den Völkern der Welt. Mein Triumph ist Euer Triumph.

Der Vergleich schwoll ihm die Brust. Er hatte die Generalskappe abgenommen, die Hände vor dem Bauch gekreuzt und mimte sich in demütigem Kulturgebet. Nicht Wien, Linz sollte das neue Athen der Musik werden.

Die Lichter der Bildapparate blitzten auf, ein Augenblick der großen Geschichte schien unverlierbar ins Bild gesetzt. Von erstickender Bedeutung benommen, schwindelte der Schar der Fotografen.

Aber geschehen war: die abendländische Kultur hatte das zerstörende Ungeheuer in sich eingelassen, freilich schon lange mitgeschleppt, als Geschwür, als tödlichen Keim, der nun verwüstend triumphierte.

Noch einmal dankte das Ungeheuer seinem Gott für den Heroen der Töne, für den Sendboten des großdeutschen Rundfunks. Auf dem Absatz kehrend, war er sich gewiß, die Tonsetzer seiner und künftiger Zeit

würden noch gewaltigere Sinfonien ihm zu Ehren in eine noch nie gewesene Welt setzen.

(25) Ayers Rock

Das archaische Bewußtsein verfügte über ein Arsenal übernatürlicher Ursachen auch für die singulärsten Erscheinungen der Welt. Die archaischen Erklärungen des Empirischen waren sämtlich falsch und dennoch Vorstufen unserer rationalen. Wir verfügen über ein Arsenal natürlicher Ursachen, aber um den Preis des Verlustes aller übernatürlichen. Die Welt hat sich über uns geschlossen und im selben Augenblick in eine Unendlichkeit empirischer Welten geöffnet.

Was einst Himmel war, Grenze und Tor der Transzendenz, ist an unseren transzendentalen Bewußtseinsrand gerückt. Mag diese Grenze in uns auch anwesen, als Arsenal von Gründen hat sie sich noch nicht verbindlich offenbart. Nicht zuletzt, weil zwischen dem archaischen und unserem Bewußtsein standen und stehen die mehrtausendjährigen Hochreligionen, zuletzt Mischformen aus Mythos und Ratio, zielgerichtete Übergangswelten in das Andere des kommenden Äons.

Zu Anfang war Ayers Rock nach Herkunft, Dasein und Sinn nur in einem geschlossenen System übernatürlicher Ursachen erfahrbar zu verstehen. In einer nach unseren Begriffen unentwirrbaren Verworrenheit des Empirischen und Transzendenten war der Unterschied von Ratio und Überratio noch nicht vorhanden. Am Ende unserer Übergangswelt werden die empirischen Ursachen von Ayers Rock in die transzendenten Begründungen nach und nach aufgehoben werden. Die Erwirkung des Rationalen durch das Überrationale wird im vollendeten Ende erfahrbar und begreifbar sein.

Was einst singuläre rituelle Opferstätte, wird dann eine allgemeine sein: ein Steinblock des Universums, zugleich durch Natur und erkennbar durch Gott gewirkt. Dann wird in der Sinnerfahrung des vergänglichen Hier und Jetzt zugleich die Offenbarung des Unvergänglichen erfahren: die Ratio des Empirischen *als* Überratio des Transzendenten, Natur als geschichtliches Handeln Gottes, - und unser eigenstes Leben: jeder endliche Augenblick ein Moment der unendlichen Anwesenheit Seiner Zeit.

Erwachte der Aboriginal morgens und erblickte den bemalten Steinblock abermals über den Häuptern des Stammes, dankte er dem Wunder, daß ihn keiner der Dämonen über Nacht fortgetragen hatte. Besiegelung des Dankes im rituellen Opfer, womit er die Geister zugleich

beschwor, in eine vorhersehbare Zukunft einzulenken. So kamen die Übernatürlichen ein Stück weit unter die Gewalt des Beschwörers, Urbild und Urtechnik unserer rationalen Welthabe. Aber diese in den Händen unserer empirischen Wissenschaften führt geradeswegs in den Abgrund einer Archaik ohne Dämonen, - die Bombe ist unbeschwörbar.

Daher die Unverzichtbarkeit unseres wissenschaftlichen Weltbildes auf die Philosophie der Neuzeit über Hegel bis heute. Allein im Raum ihrer Sprache und transzendental vermittelten Welthabe meldet sich das Rettende, das Dritte zu empirischer Ratio und verworrenem, unlebbar gewordenem Mythos.

Unsere Empiriker sind die letzten Archaiker: wie diese zwischen ihrem Bewußtsein und natürlicher Welt nicht unterscheiden konnten, so jene nicht zwischen Vermittlung und Erfahrung. Aber bei den Archaikern war den Dingen der Welt dieselbe belebte Einheit zugestanden: eine sich nicht wissende Natur war vollständig jenseits ihres Welthorizontes.

Und durch diese Animisierung und Begeisterung alles Anorganischen und Organischen waren sie mit dem Dritten zusammengeschlossen, wenn auch für uns auf falsche, unwiederholbare Weise. Unsere Empiriker zerstören zwar die Falschheit dieser Verbindung, aber zugleich auch die Möglichkeit einer neuen Ankoppelung an das Dritte. Diese neue Falschheit zu überwinden, wird zunächst die Aufgabe des kommenden Äons sein.

Im Morgengrauen des archaischen Bewußtseins erschien der träge lagernde Rücken von Ayers Rock als versteinerte Tiermaske einer Gottheit. Aber Tag für Tag wiederholte sich, in hypnotisierter Mimesis erfahren, die Belebung des Mienenspiels, die Gesichtwerdung der Maske. Und das Spiel der sich von Minute zu Minute verändernden Schatten in den Falten und Furchen des Gesteins hatte die Gewähr einer verheißenden Anrede.

Damit wußte sich das archaische Bewußtsein zugleich in das unendliche Zwiegespräch der Naturen eingebunden: die Wolken sprachen zur Erde, die Erde zum Stein, das Licht zu den Schatten, der Himmel zur Sonne, der Tod zum Leben. Ein Urgespräch, primäre Welterfahrung und ursprüngliche Projektion der Stammestabus zugleich, das nur bei Strafe des Todes unterbrechbar war: das Kollektiv des naturverschworenen Clans lebte noch gänzlich ohne des Individuums Stimme.

Der Mensch als Teil der Natur - neomythische Utopie wissenschaftsgeschädigter Wissenschaftsgläubiger heute - bedeutet in

nuce: menschliche Sozialität als Reflex unaufbrechbarer Naturverhältnisse gedacht und gelebt, die Freiheit der Transzendentalität an einen labyrinthisch differenzierten corpus gefesselt, auf die Folterbank einer nur an sich seienden Geistigkeit.

Die Ausweglosigkeit der archaischen Welt: sich im ungewußten Zwang ihrer Unfreiheit als Freiheit erfreuen zu müssen: ein unsprengbarer Zirkel, der dennoch gesprengt wurde: Prinzip von Weltgeschichte. Noch unsere medialisierte Technologiekultur ist ein rückfallfreudiger Nachklang jenes Gesprächs allgemeiner Naturen, die für die Subjekte denken und sprechen, um ihnen die individuelle Ichwerdung zu verhüllen.

Im wechselnden Schattenspiel der Gesteinsfalten erblickte das archaische Bewußtsein das erfahrbare Kommen und Gehen seiner Geister. Es *sah* deren Unsichtbarkeit. Und in dem über alle verfügten Augenschein war das archaische Weltbild empirisch verifiziert. Anders heute: hinter dem Rücken unserer Empiriker wären die Schritte des vorbeigehenden Weltgeistes deutlich zu vernehmen, *dächten* sie nur die skandalöse Unvermitteltheit ihrer Forderung, selbstreflexiv begründete Wahrheiten empirisch verifizieren zu können.

Erwachen *wir* morgens, sind wir in gesicherter Regel sicher, daß der Berg hinter unserem Haus noch dasteht, wir blicken nicht einmal aus dem Fenster. Die Katastrophe seines unvorhersehbaren Verschwundenseins erfahren wir eher aus dem Fernsehapparat. Und der katastrophale Eingriff in den normalen Lauf unserer Welt wäre uns sogleich als Streitgespräch unverträglicher Naturen verständlich: Erdmantel gegen Erdkruste oder Komet gegen Erde oder Meteorologie gegen Geologie.

Unsere Götter sind im ganzen von gutmütiger Beständigkeit, und unser Naturgemüt daher im unbewußten Grund in eine unerfüllbare Langeweile getaucht. Daher wir durch Natur nicht mehr zu unterhalten sind. Wer sonst als unsere noch unerwachte Transzendentalität sollte unsere empirischen Theorien und Erzählungen über die Naturen sinnvoll beleben können?

Die ungeheure Ödnis und Einsamkeit, das Schweigen der uns fremd gewordenen Natur ist unerträglicher als das Ensemble von schreienden Dämonen, von willkürlich handelnden Geistern, von Götterkämpfe veranstaltenden Giganten, die im Arsenal des archaischen und mythischen Bewußtseins durch Jahrtausende rumorten und tobten.

(26) Die List des Rituals

Je ritualisierter ein Allgemeines anwesend, umso weniger gibt es uns zu denken. Die repräsentierenden Individuen, in den Repräsentationsakten scheinbar verschwindend beschäftigt, ermorden im Ritual insgeheim zugleich das Repräsentierte und bereiten ihm, ohne dies auch nur zu ahnen, ein neues Bewußtsein vor. Scheinbar wird der Idee das ganze Individuum geopfert, aber reell wird sie vom Individuum zugleich überlistet, da sich dieses in der strikten Wiederholung von Handlungen sakralen Scheins von der Last des Allgemeinen entlastet weiß.

Zwar ordnen sich die Individuen zu jeder Weltzeit auf dem Teppich des Rituals ein, sie spielen das unabweisliche Spiel, jeder weiß um den nächsten Schritt vor der angetretenen Ehrengarde, um die nächstbefohlenen Worte der Zeremonienmeister, um die Folge der Fanfaren um die Anzahl der abzuschreitenden Schritte, um die Reihung der zu schüttelnden Hände.

Eine Handvoll Menschen symbolisiert die Begegnung zweier Staaten, repräsentiert deren Oberhäupter, bewegt deren schwerfällige Supersubjekte über den Staatsempfangsteppich vor dem Präsidentenflugzeug. Und unleugbar ist es die höchste Machterhebung des sterblichen Individuums, Symbol für ein Allgemeines zu sein. Aber schon im kümmerlichsten Bewußtsein darüber feiert sich das Individuum auch für sich selbst, repräsentiert der Vertreter sein Vertretersein.

So stehen die Auserwählten der Geschichte allezeit beisammen, räkeln sich als Denkmale historischer Augenblicke im Okular öffentlichen Gesehenwerdens. Heute, im weltumspannenden Okular der Medien, ist die scheinunsterbliche Szene komplett, die Rollen wie nie genossen, und die Disziplin des Spieles von niegewesener, allerstrengster Clownerie.

Der Blick des Staatsoberhauptes auf den meldenden Offizier fragt unwillkürlich: wird dieser seine Rolle erfüllen, ist er routiniert genug, ohne umzufallen das Notwendige zu spielen? Verfügt er über den nötigen Ernst, in der luftigsten Höhe zu schreiten? Oder bricht er ein, überläßt er sich der Erinnerung an seine private Sterblichkeit? Aufmunternde Blicke daher von allen, man reiße sich zusammen, es ist doch das höchste gemeinsame Spiel auf Erden, wir alle hier stecken unter der obersten Decke, wir stehen auf dem Bauch des Gottes der Geschichte, hüten wir uns, daß er zu lachen beginnt und uns wie durch ein Erdbeben von sich schüttelt.

Nicht mehr wie einst huldigen unsere Staatsempfänge den Göttern. Man huldigt einander, ohne doch in den Rang von Göttern aufgestiegen zu sein. Dies kann nur bedeuten, daß unsere Häupter bereits an die Decke des letzten Allgemeinen stoßen: auch nicht das listigste Ritual vermag unserer Sterblichkeit zu widerstehen, einzig der Versuch eines Denkens ohne Ende.

(27) Zur Dämonologie der Geschichte

In der wie unbeteiligten Schwarzweißfotografie ist es noch immer August, noch immer 1914, noch immer Sarajevo; als zögerte die Geschichte angesichts unseres fragenden Rückblicks, als wäre es schon damals im Grunde unmöglich gewesen. Wenige Augenblicke vor einem ihrer verhängnisvollsten Attentate: der schmale offene Wagen, ein schon äußerlich groteskes Feudalgefährt, darin das triumphgewohnte "Thronfolgerpaar", halb verdeckt vom üppig dekorierten Offizier am Lenkrad.

Kaum zwei Meter vom Wagen, knapp an der Kante des breiten Bürgersteigs, stehen zwei Männer, die Arme huldigend erhoben und nicht mehr senkend. Wenige Schritte daneben ein Knabe mit Fes auf dem schmucken Kopf, Beine festgeschlossen, als wolle er salutieren, vergäße es aber über dem Anblick der erhöht vorbeigleitenden Mächtigen. In aussichtsloser Entfernung folgt dem Wagen eine Gruppe klein gewordener Menschen, verblassend im Randgrau der Fotografie, eine Gruppe punktierter Wesen, die Seurat könnte eingefügt haben.

Inmitten der Bild gewordenen Ahnungslosigkeit scheint allein an dem Wagen eine Ahnung zu zittern: der große dunkle Schattenfleck unter ihm erinnert an eine Lache von schwarzem Blut.

In solchen Augenblicken - wünschen wir unwillkürlich - sollte die Geschichte selbst zu Bild erstarren, sollte sich für einen Augenblick ihr unaufhörliches Ein- und Ausatmen der Zeit unterbrechen. Ein Augenblick, der zeitlos kurz sein könnte, wenn er nur gänzlich aus dem Verhängniskontinuum der Geschichte herausfiele. Ein Augenblick, der ihren Dämonen Gelegenheit gäbe, durch die Poren des lauernden Unheils auszufahren und ins Nichts zu verschwinden.

Da es nicht geschah, hockten sie ohne Besinnung unsichtbar auf dem Wagen, schwirrten erregt über den Köpfen der dem Tod Geweihten und wußten in kalter Freude, daß niemand und nichts, nicht einmal nichts, den

beschlossenen Lauf der Dinge aufhalten könne. So memorierten sie die über die Geschichte verhängte Litanei von Flüchen und wußten den Zufall nahe, in dessen Gewand wieder einer pünktlich zur Stelle sein würde.

Daß Europa im 20. Jahrhundert das Schicksalsschema der griechischen Stadtstaaten und ihrer Bündniskriege wiederholen würde, muß den Dämonen vertraut gewesen sein. Wohl wird Europa in seinem Verschwinden das Hexeneinmaleins der abendländischen Teufeleien abschütteln können, ohne daß wir noch glauben könnten, diese wären die letzten des unseligen Landstriches gewesen.

(28) Letztes und Erstes Zeichen

An der verschlissenen Fassade des Hauses Europa lehnt noch immer das drohende Symbol, noch als zerbrochenes erkennbar: Hammer und Sichel. Ein letztes Zeichen für den Mythos der Selbsterschaffung durch Arbeit, nun durchschaubar als erstes der Nachneuzeit: Hammer steht nun für Dummheit und Sichel für Gewalt; Hammer für Irrtum und Sichel für Mord.

Nicht mehr zu übersehen, daß der imperiale Kommunismus die geschichtliche Zeit zu einer kubistischen umformte. Er zerhaute Menschen und Völker zu Torsi, die den Prinzipien politischer Abstraktion getreu ineinandergestürzt, verklammert und als ein bewegungslos sich feierndes Ganzes dargestellt wurden. Nun wird man die Symbole in den Hinterhof des alten und doch nie fertig gebauten europäischen Hauses schaffen, in die Idyllen des Vermoderns und Vergessens. Später wird man sagen, es sei ein Experiment gewesen, ein interessantes, es hätte einen besseren Ausgang verdient, und wir sollten ihm ein gutes Gedächtnis erarbeiten.

Wie ein halber Heiligenschein war die Sichel um den Hammer geschlungen: wer sonst als sie selbst hätte die Arbeit heiligen wollen? Die Taten der Werktätigen sollten eine neue Welt erschaffen. Aber der anschaffende Gott der Arbeit schuf sich zuerst ein Heer von Sklaven. In Wahn gewordener Vernunft führte er den Hammer der Arbeit.

Eine absolute Illusion hatte sich im 19. Jahrhundert des Denkens der Denkenden bemächtigt. Die Widersprüche der Geschichte mit Illusionen lösen wollen, führt unausweichlich in die Katastrophen absoluter Desillusionierung.

(29) Sorge

Am Friedhof des Ortes liegen einige tausend Gestorbene übereinander. In den Häusern und Straßen leben andere tausend nebeneinander, die meisten gegen-, die wenigsten miteinander. Von den Bergen blicken abertausende Jahre auf den Ort herab, und irgendeine Linie gen Himmel führt ins Zentrum des Universums. Diese Linie, nulldimensional für uns, von unendlicher Dimension vielleicht für die Ewigkeit, schreibt - fürchten wir hoffend - auf, was geschieht und was nicht geschieht. Zwei unendliche Geschichten, deren Verhältnis zu jeder Weltzeit entscheidet, was über die Menschen kommt und was nicht.

Die Ruhe der Toten war nie ausgeglichener, und die Unruhe der Lebenden nie gleichgültiger als heute. Und welcher Blick nähme nicht vorweg wahr, daß die Berge zu Staub zerrieseln? - Aber wir haben doch gelebt! ruft es verzweifelt aus den geöffneten Gräbern der Lebenden. - Keine Sorge, euer Zweifel wird mitbegraben.

Natur, Evolution, Wissenschaft

(30) Feinspitz der Evolution

Gemäß strenger Evolutionslehre ist unser Gehirn der bislang letzte und höchstentwickelte Abkömmling unserer Galaxie. Da nun die Galaxie bis heute nirgends zu erkennen gab, von sich als Galaxie zu wissen, scheint ihr feinnerviger Spätling zur kosmischen Mission berufen, der großen schlafenden Mutter und auch uns träumend Ahnungslosen das unübersteiglich weltentsprechende Bewußtsein zu verschaffen. Weshalb schon heute gültig sei: im Gehirn erkenne sich die Erzeugerin im Bild ihrer selbst, schaue sich die Galaxie als Galaxie.

Das Gehirn aber wisse sich als auserwählte mikrokosmische Galaxie, als Ziel aller galaktischen Materie, als das Allerfeinste vom Feinen, als Feinspitz der Evolution. Verbogen in seiner Schädelhöhle, allen Blicken von Alltagsauge und Hausverstand unzugänglich, lebt es sich und seinen Gesetzen, läßt die Ströme seiner materiellen Energie durch das feinste natürliche Netzwerk von Kanälen und Bahnen kreisen.

Allein die Wissenschaft der Gehirnforschung, des Gehirns geliebtestes und beinahe kongeniales Geschöpf, versetzt uns neuerdings in den Stand der Seher und Weisen. Nun erst erblicken wir jene Neutronen und Elektronen, aus deren geheimnisvoller Bewegung Gedächtnis und Erinnerung entstehen, die feinsten Verschmelzungen atomarer Prozesse, zuständig für Wissen und Erkennen, nun erst verstehen wir die genaue Zuteilung der Gehirnsegmente für Sprache, Gefühl, Phantasie.

In den Labors der Wissenschaft liegt das nackte Leben des Evolutions-Offenbarers unverhüllt vor uns. In unserem alltäglich unwissenschaftlichen Leben verhält sich das Gehirn freilich weiterhin als unzugänglicher Feinspitz und verbirgt uns sein überkomplexes Innenleben. Wie wir die rasende Bewegung, der die Galaxie uns wehrlose Erdenbürger unentwegt aussetzt, nie und nirgends verspüren, so bleiben uns auch die unzähligen Bewegungen und Prozesse in den Nervenbahnen und Atomhüllen unseres Gehirns vollkommen unbemerkt und unerlebbar.

Und in jenen gewissen Augenblicken, wo unser gehirnunbewußtes Bewußtsein, unbeobachtet und unzensiert von der ersatzreligiösen Macht der Wissenschaft, dem Widerspruch zwischen seinem wissenschaftlichen Gehirnwissen und seiner unwissenschaftlichen Gehirnlosigkeit nachsinnt, schämt es sich seiner Blindheit und Empfindungslosigkeit und des beinahe schon gefühlten Mangels an noch immer nicht eintrainierten Gehirnwahrnehmungs-Antennen.

Insgeheim zwar froh, nicht ständig unter bewußten Gehirnprozeduren unerträgliche Kopfschmerzen leiden zu müssen, ist es doch zugleich überzeugt, daß der Sinn des Lebens, wenn überhaupt noch, allein in den Labyrinthen der wissenschaftlichen Gehirntatsachen aufzufinden wäre. So lebt es mit dem Widerspruch: vom wissenschaftlichen Hörensagen her zu wissen, nichts als eine unendlich feine Bewegung von Materie zu sein, vom einfachen Lebensgefühl her aber eine geradezu materiellos ruhende Eigensinnigkeit. Als wären Ich und Bewußtsein der Fähigkeit des Schwarzen Lochs im Zentrum der Galaxie verwandt: im Verhältnis zum rasenden Kreisen seiner Spiralarme wie in vollkommener Ruhe zu schweben.

Denn wenn sich das Gehirn als rastlos bewegte, ständig erneuernde und verändernde Bewegung weiß und zugleich als deren genaues Gegenteil, dann muß im Zentrum dieses sich wissenden Seins eine geradezu unaussprechlich feine Materie ihr unbekanntes Wesen treiben, muß im innersten, unfaßbar spleenigen Interieur unseres galaktischen Feinspitzes rasendste Bewegung und vollkommene Ruhe identisch sein.

Und hat unser Gehirn nicht exakt aus diesem dunklen Punkt seines verborgenen Grundes die unübersehbare Bücher- und Wissenschaftswelt der Gehirnforschung herausgeworfen und in eine Welt gesetzt, die für diesen existierenden Widerspruch eine Erklärung sucht, - die endgültige galaktische Gehirnweltformel?

Woher aber diese Erklärung nehmen und nicht stehlen? Vom bislang spätesten Evolutionär der Galaxie offensichtlich nicht, da er angesichts des ungelösten Widerspruchs zureichender Grund weder für die Existenz noch für das Wissen des galaktischen Ganzen sein kann. Die gegenwärtige Sternstunde der Gehirnforschung als ersatzreligiöse Letzterklärerin geschieht demnach allein in den neomythischen Gemütern der Postmoderne, - als zeitgemäß verpuppte Astrologie.

Aber auch unser ursprünglichster Herkömmling, die Galaxie, verweigert uns jede Auskunft; sie scheint unsere Fragen mit kosmischer Gründlichkeit vergessen zu haben und zieht jenseits von Sinn und Sinnlosigkeit ihre Bahn.

Im Licht unseres Bewußtseins müßte dies unseren Feinspitz zur Verzweiflung bringen, denn immerhin sollten die materiellen Grundgesetze der galaktischen Evolution doch wenigstens ein vertrauenerweckender Bürge für Sinn und Erklärbarkeit unseres nur kreisenden oder vielleicht auch sinnenden Gehirnes sein.

Hüllt sich aber die materielle Erstinstanz in abweisendes Schweigen, gerät unser Gehirnoffenbarer in hilflosen Erklärungsnotstand. Und diesen verbergend, diktieren wir unserem Gehirn seitdem Theorie um Theorie, fortdauernde Beweise seiner Ohnmacht, die widersprechenden Inhalte seines vermeintlichen Selbstwissens zusammenzubringen.

Ohne dieses Verbergen müßten sich Gehirn und Gehirnwissenschaft als Nichtmaterie demaskieren. In diesem Augenblick zerfiele der Mythos Gehirn und die Forscherbühne bräche zusammen, - das Gelächter der Geister dröhnte bis ans Ende der Galaxie.

Astronomie, Kosmologie

(31) Im Warteraum

Eine Unzahl von Galaxien wird in den Räumen einer Unzahl von Lichtjahren zu einer Welt, genannt Universum, zusammengehalten. Im Hier und Jetzt der gleiche Fall: eine Unzahl von Atomen und Subatomen in einer Unzahl gesichtsloser Räume zu einem Ding, genannt Staubkorn, zusammengehalten. Beide erreichen unser Bewußtsein: als Bild, als Scheinbild, als Zahl, als Theorie, - um das Wie möchte so genau niemand wissen.

GröÙte und kleinste Feldkraft zähmen die auseinanderjagende Materie, bannen zu Zeit und Welt den immerwährenden Zerfall. Wäre dieselbe Kraft im Größten wie im Kleinsten? Ein offenbar fragend gereicher Apfel, eine offenbar fragende Offenbarung über ein Geschehen, dessen Sinnwort heute noch schweigt. Als wollte uns jemand über die Welt ins Klare bringen und nichts mehr verschweigen, auch nicht die extremsten Extreme; heute – nach einer Unzahl von Weltzeitaltern, einer Unzahl von Animismen, Mythen, Religionen, - heute, im Dunkel unseres schweigenden Warteraums.

Noch sind wir nicht bereit, den neuen Äon zu betreten, noch nicht zur Ruhe zusammengehalten in der ruhelosen Expansion von All und Allwissen. Noch erblickt niemand das Eintauchen der nicht vorstellbaren Materiefelder in unsere unmeßbar leichten Vorstellungsfelder; noch suchen wir das implodierende Nichts einer Universumsmitte; noch rührt uns wenig das Fallen der Welt in unser fliegendes Wort; noch fallen Welt und Ich auseinander.

Unser Erstes war: mit dem neuen Apfel Bombe spielen, - das uralte Spiel: Wurf und Fall, Krieg und Zerstörung.

(32) Pantheistische Analogie

Jeder Stern leuchte als ein einzelner für sich und schwebe zugleich in der Allheit aller: Produkt und Produzent des Universums. – Jeder Mensch lebte als einzelner in Gott und dieser wäre nichts als die Gesamtheit der je lebendigen, Gott habe sich als Menschheit erschaffen und werde sich als Menschheit zu Grabe tragen.

Allheit aber ernährt sich durch das Kommen und Gehen der vielen Einzelnen. Sterne entstehen und verschwinden, ein jeglicher leuchtet vergeblich gegen sein Vergessenwerden im unaussehbar Dunkel des Alls. Logischer Kern des universalen Geschehens daher das Nichts: das schöpferische Nichts der creatio ex nihil als immer zugleich vernichtendes Nichts einer creatio in nihil.

Was jeweils ist, ist Gott, was war, nicht mehr, was sein wird, wer weiß: ein sich selbst vergessender, Zukunft nur vortäuschender, ein nie gewesener, kein einer Gegenwart je zuvorgekommener Gott. Die Oszillation eines kosmischen Phantoms, Produkt und Projektion von Enttäuschten, die die Rolle ihrer Nichtigkeit nicht ertragen könnten. Sein letztes Erscheinen wäre die Epiphanie des rastlos tätigen Nichts, ein verzweiflungsloses Ausgeliefertsein an das nichtige Dunkel, dieses selbst, die leere Gegenwart vollendeter Abwesenheit.

Die Prozesse von Natur und Geschichte geschähen sich selbst, Leben und Sterben ihrer flüchtigen Individuen und Arten, Revolutionen und Epochen, wären nicht allein das Stück, sondern zugleich die ganze Bühne, wären Autor und Spieler, Regisseur und Publikum, Richter und Gerichtete. Auschwitz wäre nur ein fahler Moment im Prozeß eines vernünftig vernunftlosen Vergessens, das weder Anklage noch Urteil zu gewärtigen hätte. Solchen Gott zu denken, befeuerte Feuerbach und seine Nachfolger – Genies des néant pour néant –errichteten über seiner Schädelstätte die Blutöfen des gesetzlich gesetzlosen Mordens.

Ist jedoch das Pendel des Nichts keineswegs das Sein Gottes, sondern dessen Regieanweisung für die Rolle Dasein, so handelte es sich um ein zugelassenes Geschehen, um eine überlassene Bühne, um ein aufgetragenes Glück für freigelassene Spieler, um die vorgesehene Darstellung eines Geschehens, dessen unaussprechlichen Sinn wir Stammelnde immer verfehlten, in dessen Gängen wir aber als Losgelassene bis zum Äußersten zu gehen hätten, bis zum Lassen unserer Losgelassenheit. Bis an den Abgrund unserer Freiheit, bis zum letzten Sprung unserer Negativität in das unendliche Dunkel, um im freien Fall unseres erfüllten Abfalls das Erstrahlen des Dunkels als Verheißung künftiger Versöhnung zu erfahren.

Der perfekte Schauspieler in uns hätte sich gern mit Gott verwechselt, der gnostische Statist, der sich als Autor mimt und sei es in der Maske von Darwins Affenmiene.

(33) Erde im Erinnerungsblick

Nach der Eroberung des transatmosphärischen Anblicks unserer Erde erblicken wir eine riesige Kugel, gleich einem anderen Mond, in nackter Realität, entkleidet aller idealischen Proportionen und Analogien des Keplerschen Weltparadigmas. Ein Planet, der in nächster Nähe das ungeheure Gewicht seiner Masse in gezählten Runden um die Sonne wälzt und seine alte Verwandtschaft mit Intervallen und Harmonien schmachlich vergessen zu haben scheint. Als geträumte Mythen erscheinen uns heute die Urmodelle der frühneuzeitlichen Astronomie über unser Sonnensystem, als eine jener vielen Hüllen, die das Wissen abwerfen mußte, um zur nächsten Offenbarung der Weltwirklichkeit durchzudringen.

Auch unser heutiger szientifischer Blick auf ein funktionales System kontingenter Einzelkörper ist ohne die Gewähr letztgültiger Wahrheit. Ohnehin ist unser transempirisches Wissen noch nicht so verkümmert, daß wir vergessen könnten, wie unsinnig am Ende alle Versuche sind, ein Ganzes aus partikulär-materiellen Prozessen, mag es auch in diesen empirisch entstanden sein, erklären zu wollen. Die Differenz von Material- und Strukturursache ist durch keine Weltenergieformel beseitigbar.

Gerade die logische Vorgängigkeit des Formkalküls in jedem materiellen Augenblick der Weltzeit läßt uns im geläuterten Rückblick das Keplersche Paradigma auch als uneingelöste Vorwegnahme einer Sinnanalogie verstehen, die sich erst allmählich im nächsten Jahrtausend aus dem gegenwärtigen Nebel vermeintlich wissenschaftlicher Exaktheit zu einer transempirischen Sinnexaktheit verbindlich höheren Bewußtseins herausarbeiten könnte.

Heute aber, nach dem Zusammenbruch des harmonikalen Weltsystems, erreichen uns deren pythagoräisch-schopenhauersche Nachklänge nur noch als sanfte mythische Erzählungen mit märchenhaft erstarrten musikalischen Analogien: die Sonne als Grundton einer Sphärenmusik und die Erde als deren melodieführende Stimme, als teleologische Sinnstimme des Ganzen, die vom harmonischen Satz der Planeten und Monde, Asteroiden und Kometen begleitet wird.

Ungläubig hören wir von Sinnbeziehungen, die aller Mechanik und Chaotik unserer Gestirnheimat grundhaft vorausgesetzt sein sollen. Von Sinnbeziehungen, für welche die musikalischen Analogien eben nur Analogien sein sollen, und die in ihrer präempirischen Realität die Sphärenharmonie eines ursprünglichen Weltsinnes enthielten. Ein Theorem, das bereits den Anblick unseres Sonnensystems von einem

anderen Gestirn her voraussetzt und als gleichsam ewigen Erinnerungsblick vorwegnimmt.

Auch Hegels Naturphilosophie denkt noch in stiller Teilhabe an der Harmonieprämisse, wenn sie Gravitation letztgründig bestimmt als reine Sinnbeziehung, in der allein die Realität physisch reeller Gravitation sinnhaft existieren und ausgesprochen werden könne. – Eine Entdeckung, die der Astronomie somit noch bevorstünde, während die Philosophie warten könnte, da sie zu ihrer Geduld keiner bedarf, und das in einer Epoche Udenkbare oft schon in der nächsten zur Selbstverständlichkeit wird.

(34) Neue Auserwähltheit?

Acht Planeten unerbittlich unbewohnbar, einer in seinen Trümmern verschwunden, das irdische Anderssein der Erde könnte nicht deutlicher sprechen, die Phalanx der Leichen nicht gewaltiger drohen, warnen, bitten, beschwören.

Anders spricht weithin unsere szientifische Wissenschaft: sinnlos sei Angst und Sorge um unseren Fortbestand wie auch der Dünkel, unsere Einzigartigkeit sei gezielte Auserwählung und Garant für allerhöchsten Schutz. Der ökologische Ort unseres Planeten verdanke sich empirischer Kausalität, einer einsehbar kontingenten Notwendigkeit, mithin zuletzt einem Würfelspiel von Zufällen. Wäre die Sonne nur ein wenig hitziger, ein wenig größer oder schwerer, so wäre der locus oecologicus auf Jupiter, und hier auf Erden herrschten die Wüsten der Venus.

Die asteroiden Trümmer aber sollten uns unabweislich ans unverfügbare Schicksal auch unseres Planeten gemahnen. Also wozu Angst und Sorge? - Die Religion der Kausalität bezeugt sich durch Gleichgültigkeit gegen ihr würfelndes Absolutes, die Selbstorganisation ist nur Widerspiel des allezeit möglichen Chaos. Die Früchte dieses Baumes wissenschaftlicher Erkenntnis sind heute bereits lesbar: gelangen wir nicht hinaus in eine überirdische Teleologie und Verantwortlichkeit, in eine noch nie gewesene Universums-Religion mit neuem sub specie aeternitatis, so könnte es um uns geschehen sein, - in kausaler Lesart: ein Geschehen, das ohnehin geschieht.

Unsere stummen Wegbegleiter um die Sonne erscheinen uns heute als höllisches Gegenteil einstiger Sphärenharmonie. Als könnten sie es nicht erwarten, daß wir Ihresgleichen werden, um in der schweigenden

Gemeinschaft toter Leichenbestatter dem Tod des Muttergestirns entgegenzuwarten.

(35) Grattänzerin

Die Erde hält Bahn; sie hält sich in fragiler Stabilität auf der schmalen Grenze eines Grades zwischen den Extremen, die sie ständig berühren und zu vernichten drohen. Noch in den feinsten Unregelmäßigkeiten ihrer Bahngestalt zittern die destabilisierenden Kräfte inmitten des Sieges der Stabilität nach.

Verließe sie ihre Bahn und bewegte sich hinaus und frei durch das All, so hätte sie zwar die Illusion, unendlich sich um sich zu bewegen, Mittelpunkt des Universums oder ihre eigene Sonne zu sein. Der Planet Erde wäre ideell verschwunden, obwohl er vielleicht noch Milliarden Jahre existierte. Fiele sie aber in die Sonne, so verschwände sie reell in der verglühenden Umarmung. Die wohltemperierte Bahn zwischen äußerster Kälte und äußerster Hitze verdankt sich dem befristeten Waffenstillstand der Extreme.

Der ästhetische Genuß, den Gleichgewichtstanz der Erde zu betrachten, ist allein unserer inneren Vorstellung erreichbar; und je länger umso mächtiger.

Auch unser Bewußtsein schwebt angesichts der Nichterfahrbarkeit der astronomischen Universalität zwischen Extremen: eingezwängt in die Guckkastenbühne seiner Denkbilder und hinausgerissen in eine grenzenlose Bewegung durch unaufhörliche Räume und Zeiten.

In den Bahnen eines stabilisierenden Vorstellens aber erblüht das Wissen, daß das planetarische perpetuum mobile der mechanischen Gesetze und Prozeduren zur Erfahrbarkeit des unerfahrbaren Weltgrundes beitragen könnte, - jenseits der Langeweile über ein kampfloses Zufallsglück und der sinnlosen Spannung über einen wunderlichen Daseinskampf im Sonnenballett der Planeten.

(36) Die Uhren der Gäste

Das Ballett der Planeten um die Sonne: mehr als ein kontingentes Billardspiel? Lediglich ein mechanischer Apparat, gelenkt vom einfältigen Motor im Inneren des Spieltisches? Oder doch das Spiel eines unsichtbaren Spielers zu dessen Betätigung und Vergnügen?

Die über Milliarden Jahre nachwirkende Wirkung eines Billardstoßes legte Zeugnis ab sowohl von der Unbegreiflichkeit des Spiels wie der Unerreichbarkeit des Spielers.

Da wir den Billardtisch erst vor kurzem entdeckt haben, sind wir wie hypnotisiert vom geregelten Spiel der Kugeln allein. Und je mehr es uns gelingt, die Bewegungen der Kugeln unter Gesetze zu bringen, umso geneigter finden wir uns, die Gesetze unserem Entdecker- und Zusehergeist zuzuschreiben.

Doch wir sind nur geladene Gäste und Zuseher in diesem Salon, weder dessen Besitzer oder Betreiber, noch dessen Erfinder oder Verwalter. Und dennoch möchte unser herrschaftlicher Blick das Ganze des Spiels als Mechanismus mit eingebautem Zufallsgenerator festschreiben. Gesetzt, es wäre der Fall: ist nicht jede Uhr ein ihrem Zweck vollkommen entsprechender Mechanismus und daher unendlich mehr als blanker Mechanismus, eine ihrem Zweck nicht widersprechende Materie?

(37) Schon im Voraus: unvergängliche Veränderung

Die Sonne beobachtet seit jeher den Gestaltenwandel der Erde. Sie verfolgte das Auftauchen und Verschwinden der Kontinente, sie erblickte Meere dort, wo heute Land, und Land, wo heute Meer. Sie sah mit nie unterbrochenem Blick das Auseinanderdriften von Godvana-Land. Und sie weiß, daß auch Alpen und Himalaya dereinst in die Tiefe sinken werden, um neuem jungen Land Raum und Leben zu geben.

Kein Punkt und kein Augenblick auf und unter der Erde war und ist ohne Bewegung und Veränderung. Aber alle Veränderungen sind in das eine bestehende Erdwesen und seine Manifestationen gehalten. Das Neue ist die variierte Wiederholung des Alten und Gewesenen, eine unendliche Spiegelung der allgegenwärtigen Urbilder.

Im Auge der Sinne ist zwar auch das ganz Andere und Neue, die grenzenlose Innovation in den Tod des Ganzen vorweggenommen. Aber solange das Wesen besteht, erschaut es jede Veränderung wie keine und ein unverändertes Bild im Ganzen. Im Zugleich aller Jetztte gewinnt es den Anblick der Einsheit der unendlich Vielen.

Noch bis ins 19. Jahrhundert vermeinten wir, auch die Geschichte der Menschheit mit dem Auge eines sich selbst variiierenden Unendlichkeitsblickes verstehen zu können. Aber neuerdings steht sogar fest – und macht die neue Endlichkeitserfahrung dieses Jahrhunderts aus -

daß auch das Auge der Sonne überfließen und verenden wird. Das tödlich Neue - spät erkannter Motor der Menschheitsgeschichte – rumort auch in aller natura naturata, und nicht anders als in jubelnder Trauer wird die Sonne das Erdkind verschlingen, vielleicht wirklich um einem neuen Universum sine nova mortis neuen, niegewesenen Raum und neue, unbekannte Zeit zu geben.

Im Abschied aber werden die Meere ausfließen, und das Antlitz der menschenverlassenen Erde wird gefurcht sein bis auf den Grund. Und eingeschmolzen in die Sonne, wird auch diese und alle Sonnen eingeschmolzen in das Verschwinden von Welt.

Und im Nichts des Verschwindens, im verschwundenen Verschwinden, wird vielleicht eine neue, unverschwindbare Welt ausgesponnen und ausgeworfen, jene prophezeite und erhoffte, wo alles anders, alles umgekehrt sein wird, das Äußere innen und das Innere außen. Und ein neues Spiel, das vielleicht bleibende der unvergänglichen Veränderung wird beginnen.

(38) Bildung der Planeten

Um die Vollkommenheit der gegenwärtigen Gestalt unseres Sonnensystems zu erahnen, bedarf es des Vergleichs mit seiner chaotischen Bildungsgeschichte. Sogar dem mechanistischen Denken müßte es Bewunderung abringen, daß und wie aus der materialhaften und wie zufällig entstandenen Urscheibe und deren späterem Gravitationskampf kontrahierender kritischer Massen das heutige Systemgebäude gleichmäßig bewegter Körper hervorgehen konnte.

Als entstände aus wütendem Geräusch ein Gefüge harmonischer Relationen und vollendet geordneter Raumzeitklänge, die einander vorerst weder bedrängen noch zerstören. Dennoch muß das mechanistische und auch das materiell-evolutionäre Denken jeden teleologischen Umkehrschluß von sich weisen, will es nicht die Prämissen seines Weltbildes aufheben.

Daher es sich allein der Einsicht einer überempirischen Vernunft verdankt, dem Geschehenen einen teleologischen Schluß voraussetzen zu können. Die These, daß in jenen kontingenten Chaotismen und Materialprozessen eine gleichsam ewige Gegenwart als Zielbestimmung und innerer Motor aller Bewegungen anwesend gewesen, entzieht sich jeder empirischen Verifikation, da bereits die Frage nicht empirisch gestellt wurde.

Der Preis für die teleologische Einsicht ist allerdings hoch. Denn in ihr wissen wir auch um die Vergänglichkeit der erreichten Vollendung. Wir sehen nun das Verschwinden des Gebäudes in der sterbenden Sonne voraus. Und damit sehen wir unsere nächste kosmische Weltumgebung als ganze vor uns, als Leben von der Geburt bis zum Tod, - ein Geschenk der umfassendsten Vorsehung, das vorerst und vielleicht für immer über unsere Fassungskraft geht. Die Zeit unserer Welt im Begriff überschaubar: wer unter Menschen hätte dies jemals gedacht?

Es bedurfte kaum einiger hundert Millionen Jahre, bis unsere Planeten die rebellierend aufschlagenden Kleinmassen aufgesogen und befriedet hatten. Das Auseinanderbrechen und Verschwinden der Sieger wird vermutlich kaum länger dauern. Aber was werden diese Zeiten gegen die eine der Gegenwart und Vollendung gewesen sein?

(39) Andromeda

Unser Bewußtsein gerät schon in Entzücken, wenn seinem weltergreifenden Blick von der Spitze eines Berges das weitgebreitete Panorama eines Gebirges mit seinen unzähligen Gipfeln und Verkettungen dargeboten wird. Wie erst in Ekstase ein Bewußtsein, das fähig wäre, die ungeheuren Weiten und Tiefen einer Galaxie in eine menschlich wahrnehmbare Bildeinheit zusammenzuschauen und die gewußte Flugbewegung des in sich geeinten Gebildes durch den kosmischen Raum wirklich nachzuvollziehen.

Welche unbekannte Freude in einem Bewußtsein, dem das unerfahrbare Ganze in einem Bild, das in sukzessiven Augenblicken durchfahrbar und übergreifbar wäre, und dies nicht abstrakt im astronomischen Schema einer Fernfotografie, wie uns dies mit allen Sternen und Galaxien ohne Ausnahme widerfährt.

Wie müßte allein in dieser Freude der Sinnbeweis des Geschaffenen erfahrbar sein, das überragende Trotzdem gegen alles Verenden und Vergehen, gegen alles Erkämpfen und Zerstören. Ein Bewußtsein dieser unbekanntes Art würde die Erscheinung als positives Noumenon schauen. Es hätte Kategorien und Anschauungen jenseits der unsrigen, jenseits von Zeit und Raum, jenseits von Materien und Kausalität, von Quantität und Qualität.

Und zwingt uns nicht gerade der Zusammenprall unserer immer partiell-schematischen und statischen Wahrnehmung der Galaxien und Sterne mit der unerfahrbaren, aber gewußten Phantastik ihrer Eigenbewegung, von

der wir nur in geblendeter Anschauung, in Zahlen und Begriffen wissen, zur Annahme der Existenz eines Wesens, das der noumenalen Erfahrung fähig ist?

Und dazu mächtig, weil es als Urheber ihrer uns objektiv erscheinenden Einheit, Genesis und Evolution der Galaxien geleitet und erhält? Eine Macht, die wir zugleich auch in uns fühlen, wenn wir die Verkehrtheit unserer Annahme einer Einheit durch zufällige Kausalität ahnen? Und die überdeutlich zu uns spricht, da wir wissen, daß die vermeintlich notwendigen Letztgründe unserer empirischen Forschungen die Frage nach dem verursachenden Grund immer schon ausgeklammert haben?

Ein kleiner Strahl der verborgenen Ekstase ist uns zugänglich, wenn wir im inneren Phantasma grenzenlosen Vorstellens versuchen, die Gesamtheit einer Galaxie als eine durch den Raum schwebende Köpergemeinschaft zu imaginieren. Die Größen des Raumes, der Entfernungen, der Körper und der Geschwindigkeiten werden uns als geahnte Ungeheuer bewußt. Und dann bedürfte es nur einer kleinen Drehung unseres Vorstellens, um die Identität von Makro- und Mikrokosmos neu zu erfahren. Dieselbe Ekstase müßte uns in der bewußten Wahrnehmung all jener Kräfte erfassen, die in unserem Körper in jedem Augenblick zur Gesamtheit eines organischen Lebens zusammenwirken.

Das All der Welten *ist* die Ekstase Gottes. Und im Unvorstellbaren durch ein Vorstellen verweilen zu können, die Bedingung der Teilhabe an den brosamischen Strahlen des Unerfaßbaren.

(40) Antinomie des Urknalls

Keine der Theorien des Urknalls entgeht den Antinomien unserer kosmologischen Letztparadigmen. Entweder ist die Materie ante Knall, absolut Erstes des Weltalls, so hätte sie sich aus dem Nichts selbst hervorgezaubert. Als zaubernde aber wäre sie nicht mehr und niemals Materie gewesen. Oder sie ist zwar Erstes unseres Universums, aber lediglich das materiell Erste; sie wäre das Extrakt dessen, was das kollabierte vorige Universum zurückgelassen hätte. Das vorige Universum wäre dann aus dem Extrakt des vorvorigen und so aus dem endlos Unendlichen entstanden.

Das kausale Materiemodell der modernen Kosmologie ist ebenso unverzichtbar wie unvermögend als kosmo-logisches Urmodell. In der nach rückwärts laufenden Kausalkette schrumpft ein schier unendlich großer Raum zum kleinsten, eine schier unendliche Dauer zur kürzesten,

die größtmögliche Kälte zur intensivsten Hitze, die interstellare Schwerelosigkeit zu unvorstellbarer Schwere. Raum und Zeit haben nie eine Chance, anders als in Funktionen einer sich gewalttätig zerstörenden Urmaterie zugelassen zu werden. Ihr später Schein von Eigenexistenz wird am Ende zurückgenommen und als Epiphänomen der Energie von Materie zugeschrieben. Aber wer schreibt hier zu? Die Materie?

Wir allein sind es, die zuschreiben, die schrumpfen und explodieren lassen. Wir werfen die Kausalleiter, angekommen am Ende, krachend zu Boden. Wir versuchen, den Hiatus zwischen vermeintlich sich selbst organisierender Materie und unbekannt verborgener Kausalität aller materiellen Organisationsprinzipien zu überspringen. Wir selbst krachen zu Boden: die Gewalttätigkeit des Sprunges spiegelt sich in der vorgestellten Gewalt des Urknalles.

So habe es kommen müssen, und wir waren rückwirkend dabei: Grundschema jedes Mythos.

In der Folge muß jede Form an jeder Materiebildung des Universums als leere Funktion der Materie angenommen und längs der Kausalkette rückwärts auf die Form der Urmaterie zurückgeführt werden. Deren Formprinzip als Funktion der Urmaterie entlarvt sich als kontingent in sich, als forsche Selbstzufälligkeit. Per Prinzip hätte alles auch anders kommen können, bis hin zu einem formlosen oder sogar nichtigen Universum.

Unverrückbar der Glaube des modernen Kosmologen, mit der Rückführung aller Formprozesse auf materielle Ursachen das Geheimnis des Universums entschlüsseln zu können. Unentwegt wird der Hiatus übersprungen, zuletzt mit Hilfe der explodierenden Urenergie als Produzent aller späteren Lebensformen.

Daß aber eine in Formen sich äußernde Materie selbst bereits Äußerung einer Form sein müsse, wer will das glauben im kausal verketteten Modellvorstellungsnetz? Daher unsere Ausweglosigkeit: wir selbst begabten die Materie mit Formierungskraft, und die Formen formierende Materie sei das Spiegelbild unseres wissenschaftlichen Denkens, das sich mit seinem Materiebegriff selbst begabt habe, um den Grund des Universums zu enträtseln.

Zuletzt muß auf diesem Wege alles aus dem Nichts erklärt werden: der moderne Absud der creatio ex nihil.

(41) Komet auf Jupiter

Kilometergroße Trümmer eines Kometen bombardieren Jupiter. Ein unvorstellbar Vielfaches unseres Atombombenarsenals verursacht gigantische Ausbrüche in der gasförmigen Atmosphäre des Planeten und eine Reihe von Kratern in der Größe des Erdumfangs. Gleichwohl sprechen wir nicht von Beschädigung, nicht von Katastrophe, nicht von Zerstörung.

Auch nur vermutungsweise vom Gegenteil: der möglichen Geburt organischen Lebens durch kometarische Implantation atmosphärezeugender Biokeime. Und was für ein mythisches Bewußtsein die Bedeutung sicheren Weltuntergangs symbolisiert hätte, ist für uns ein kühl akzeptierter, unabwendbarer Vorfall innerhalb eines kausalvernetzten Ereignissystems: ein Sekundenschlag auf der Notwendigkeitsuhr universaler Weltzeit.

Ein ähnliches Attentat gegen das planetarische Biotop unserer Erde wäre unser symbolloses Ende selbst. Desgefürchtet wir jenseits unserer heutigen kosmologischen Logik die Kategorien gut und böse immer noch ins Spiel bringen, um unsere absolute Nichtgleichgültigkeit gegen die kausal gleichgültigen Prozeßakte des Universums zu mobilisieren. Dies mag sich restbeständlich mythischem Bewußtsein verdanken, aber ohne dessen Humanitätsreservat würde die reale Möglichkeit unseres Endes - wie jenes Jupitersche Bombardement - lediglich unsere wissenschaftliche Neugierde betroffen machen.

Im Anfang wurde dem Sonnensystem das Subsystem der Kometen anerschaffen: neben ordentlich planetarischen Läufern sollte es auch unordentlich kometarische Irrläufer geben. Deren Kollisionsdrang scheint purer Chaotismus; dies das letzte Echo des mythischen Göttereingriffs in den Lauf der Gestirne. Für uns Spätgeborene erscheint in der Zufälligkeit des Vorfalles dessen absolutes Gegenteil: Jeder einzelne Fall in der Welt fällt zugleich vor dem Ganzen von Welt: das Ereignis ist bereits in der ursprünglichen Kausalität des Systems determiniert. Denn jede Abweichung von einer Anfangskausalität kann nur im Rekurs auf diese behauptet werden.

Also war des Jupiters kometarische Ohrfeige schon im Oortschen Ursprungsgeschehen definiert und fixiert. Desgleichen sind künftige Bahnen, in denen Kometen die Erde ansteuern, zugleich heutige. Ebenso ursprungsdefiniert und unverhinderbar war jene, auf der vor 65 Millionen Jahren, zum unausdenkbaren Vorteil der

Menschheit, ein Riesengeschoß aus dem Fundus das Aussterben der Dinosaurier vermutlich besiegelte.

Trotz alledem: gegen diese Welt strengster Notwendigkeit und geschlossenster Kausalität erhebt sich die unsrige, eine irdisch unsterbliche, gewachsen auf diesem absonderlichen Planeten, einzig beschädigbar und einzig zur Umsorgung verpflichtend, und zuletzt vielleicht nur mit atombombenbestückten Raketen gegen den erkannten Anflug menscheitsmordender Kometen zu retten. Nur die technologisch zu Ende mutierte Natur könnte den schulddumpen Zerstörungswillen der unmutierten Erstnatur Einhalt gebieten.

Die Notwendigkeit der Freiheitswelt gegen die Notwendigkeit der Notwendigkeit: während wir im Reich des Universums überall Anfang und Ende zu sehen glauben, ist dies im Reich der Geschichte unmöglich. Während in der Natur nichts verhinderbar war, ist die Geschichte Einspruch dagegen und gegen sich selbst: daß in ihr alles verhinderbar gewesen wäre.

Angenommen wir wüßten, die Beschädigung Jupiters würde dessen Bahnverlauf verändern und damit in wenigen tausend Jahren auch jenen der Erde. Unser Planet würde mit absoluter Gewißheit in absehbarer Zeit, gleichsam vorzeitig, in der Sonne verglühen. Würde dies das Handeln der Menschheit verändern? Würden wir dadurch vernünftig oder endgültig verrückt? Woher unser Glaube, die Erde hätte ein Recht auf ein unabsehbares Leben?

(42) Am Fuß der Unendlichkeit

Am Fuß der Unendlichkeit ein Staubkörnchen: das ist die Erde. Das Körnchen wirbelt eine Zeitlang um den Zehenballen der Sonne. Danach hebt die Unendlichkeit ihren Fuß und setzt wieder einen Schritt vorwärts. Eine Welt von Galaxien verschwindet, das Universum schmilzt zu nichts. Aber mit jedem Schritt wird ein neues entstehen, vielleicht ein anderes, und jedes folgende ein dem Geist der Unendlichkeit näheres. Die Unendlichkeit geht gemächlich, sie hat Zeit, denn sie ist die Zeit selbst.

Durch die Maße des Unendlichen gezwungen, verlassen wir die Gehäuse unserer kindlichen Religionen. Wir erkennen: zu anderer Zeit wird eine andere Materie, und es müssen schon andere gewesen sein, noch schreckhaftere als die unsrige. So müßte denn die Welt unterwegs zur besten aller möglichen sein? Aber die letzte, woraus könnte sie bestehen, wenn nicht aus lauterster Erinnerung? Dann

wird alles Geschehene auferstehen und endgültig beschlossen. Mit den Maßen unserer Welt gemessen, geschieht dies in unendlich ferner Zukunft, in den Maßen der Unendlichkeit vielleicht zugleich jetzt.

Zeitgeist und modernes Leben

(43) Frau: Meer und Schiff

Das Gesicht der ansehnlichen Frau ist die Maske ihrer und unserer Sexualität. Der herrlich extrovertierte Körper introvertiert sich zu Geist, das immer davon sprechende Gesicht ist dessen sichtbare Unsichtbarkeit. Und in der Maske ein Blick, gänzlich erfüllt vom unbewußten Wissen über das kaum verschleierte Verhältnis von Unten und Oben. Mit diesem Pfeil zielt sie zuerst in das Herz des Mannes, noch von Maske zu Maske, und trifft dessen schwache Stelle. Darin meint er, einen unverfänglichen Teil lieben zu können, ohne schon vom Ganzen umfassen zu sein.

Wie der Mann vermag die Frau Opfer vieler Rollen zu werden, aber vorweg ist sie immer schon Opfer an die Natur des Menschen selbst. Daher die Existenz der Frau schon gerechtfertigt ist, wo die des Mannes erst beginnt. Und die Masken des Weiblichen für das Männliche ein Glücksversprechen sind, an das die Werke der schönen Künste als vergessenes Zitat erinnern.

Je primitiver die Frau als Mensch, umso mehr ihr Gesicht nur Marionette des Körpers, die Maske demaskiert, das Versprechen ewiger Sexualität gebrochen. Je greifbarer vergessen der Körper im Oben der Maske, umso verführerischer die Frau. Kein Zufall, daß die Engel entweder ätherisch mädchenhaft oder infantil bübisch dargestellt und vorgestellt wurden. Es sollte nicht sein, was durfte nicht sein.

Die freiere Sprachwendigkeit des weiblichen Bewußtseins, fortwährend verdoppelnd das Leben in den Masken der Worte, verdankt sich gleichfalls der unbewußten Mechanik geschenkter Geistigkeit und verfügten Vergessens. Gerade der körperlich gravitierende Teil der Gattung erhält sich zuerst als Geist in der Bewegung des Wortes. Viele französische Frauen, anderswo vielleicht häßlich, sind kraft ihrer Sprache, der erotischen ins Gesicht par excellence, immer irgendwie schön.

Der weibliche Körper ist in das Meer der Gattung getaucht. Kopf und Gesicht aber sind das Schiff auf dem Meer. Das Schiff scheint weiß Gott

woher zu kommen, und dieser Schein einer vergessenen und verzichteten Teleologie enthält das spekulative Prinzip ihrer unsterblichen Erotik.

(44) Im Supermarkt, Samstagvormittag

„Es sind überall zuviele Menschen da, wer hält das noch aus? Jeder steht jedem im Weg, jeder geht jedem auf den Nerv.“ – Vor den Kassaschleusen der unumgehbare Menschenstau. Jeder blockiert jedem den Weg ins Freie, wir sind zu viele, wir halten einander nicht mehr aus. Vorwurfsvolle Seitenblicke in den lugenden Augen der Leute, ein argwöhnender Blick, in dem das Herz des Einzelkämpfers nachvibriert: eisige Verschlagenheit, getaucht in halbbewußte Schuld.

Du fühlst, dein Hintermann in der Schlange beklagt dein unverdientes Vordermannsein und eigentlich deine ganze Existenz, - wie Kain angesichts Abels. Du aber hältst dich schadlos an der Frau vor dir, versenkst in ihren Rücken die Nadelstiche deiner Ungeduldsblicke.

Ist das noch normal? Züngelt schon der schleichende Wahn durch die Reihen, die Paranoia des Kollektivs Kollektivloser? Du wagst nicht umzublicken, nicht dich zu bewegen, kaum noch zu atmen. Die Aggression wird gerade noch unter die Haut gehalten, der zur Schau getragene Panzer absorbiert die verletzenden Anklageblicke und verbietet deinem Rest-Ich das Losjagen unmaskierter Racheakte.

Sinnloses Warten, hilfloses Stehen; - Schauen: wohin? Weiß noch jemand, worüber man nachdenken, woran man sich erinnern wollte, wenn einmal Zeit wäre? Vielleicht an die weit weg Verhungerten?

Jeder überbietet jeden, ruhig zu scheinen, ein paar Minuten den aufrecht stehen Menschen zu spielen, den freien und unbeschwerten, den sorglosen Sieger, der nie in Gefahr ist, aus der Reihe zu fallen. Innerlich degradiert zur Nummer, nach außen des Kunden Königswürde. Und schmerzlich vermißt man Musik, die vorhin noch das Gerangel an den Warenregalen segnete.

Auch in den Kassaschleusen wünscht das bedrängte Konsumenten-Ich medial versorgt zu werden. Aber kräftiger als mit der kaum noch ins Tagesbewußtsein dringenden Berieselungsmusik. Diese tut ihre Schuldigkeit längst wie geschmiert, öffnet mechanisch die bedrängten Schleusen der Wünsche, um den allgegenwärtigen nach grenzenlosem Kaufglück unbemerkt mit dem Bauchgefühl für Lebensglück zu vertauschen.

Sobald die Kundereihe zur Schlange wird, sollten sich mind machines unmerklich über die Schädeldecken herabsenken und den ruhiggestellten Psychen eine harmonisierende Videoclipinjektion ins Bewußtsein jagen: eine Ration grenzenlosen Selbstgefühls dank simulierter Geborgenheit in der psychedelischen Seelenkoje.

Und die Kassafrau? Das immer noch funktionierende Arbeitswunder. Eine Maschine mit menschlichem Kopf über dem Fließband verkaufter Dinge, der täglichen Flut von morgens bis abends. Täglich die gleichen Griffe, die gleichen Dinge: gehoben, gelegt, geschoben, und die immer gleichen Ziffern mechanisch eingetippt zum unerträglich vertrauten Summenspiel; und täglich dieselbe Ergebenheitsmaske vor dem Gesicht, dieselben Floskeln eingehäuteter Freundlichkeit. Sisyphos ist Frau geworden, - an der Folterbank des umsatzsteigernden Warenstegs.

Unausweichlich erhebt sich die Vision des Kaufhauses der Zukunft. Gläserne Roboter im Cockpit der Kassakoje, vollendet menschenähnlich gesteuert, engelhaft freundlich und himmlisch geschult sprechende Wesen: „Bezahlen Sie mit ihrem ganz persönlichen Code.“

Und gelenkige Außerirdische auch an den Regalen, in den Gängen, hinter den Überwachungsspiegeln: überall, wo das Meer der Konsumenten in Ströme zu teilen ist, und wenn es sein muß mit zarten elektronischen Peitschenhieben, mit Sprüchen weithin lenkender Macht, wie einst die Götter Griechenlands das willenlose Eigentum Poseidons.

(45) Am Fuß des Matterhorns

Unter der starr erhobenen Riesenhand des Ungetüms, wie niedergeschmettert von der Wucht seiner Majestät Erdgeschichte, verlieren wir uns wie Zwerge, kaum größer als der Klumpen Stein, auf dem wir stehen. Der kleine, den wir in unserer Hand halten, löst dann unser starrendes Staunen, und wir belächeln seinen Versuch, die Gestalt des Ungetüms im verwinzigten Abbild nachzuäffen.

Warum übersehen wir – in zweifachem Sinn – so leicht und gern, daß der Riese nur das Aggregatvielfach des Winzlings ist? Und warum haftet unser Blick sogleich am Gipfel, magisch gebannt von dessen Endgebärde? Suchen wir am erhöhtesten Stein den Erfüllungsort unserer unüberwindlichen Sehnsucht, alles zu überwinden, alles unter uns zu lassen?

Einzig der höchste Ort scheint der Vervielfachung entnommen, scheint das Andere aller Örter, das magische Zentrum, das ichhafte Bewußtsein des versteinerten Ungeheuers zu sein. Ein Ort überirdischen Stolzes, halb vergöttlicht und über seine nach ihm darhenden irdischen Örter hinausweisend, mit dem Himmel inniger als mit der Erde verbunden.

Ein Ort ewigen Gedenkens, mit dem verglichen der Klumpen am Fuß des zerklüfteten Geschlächts wie in einem Grab ewigen Vergessens liegt, - verurteilt, mit dem verstörten Blick des Verworfenen unablässig an der Gestalt des Riesen hinaufzugleiten, um unablässig das Antlitz des erhöhten Bruders zu suchen. Vielleicht vor Jahrtausenden aus der Wand geworfen, ausgebrochen, abgewiesen: ein untrennbar Abgetrennter, ein unentwegt Zurückstrebender, ein in jeder Sekunde rettungsloser von der Melancholie über das nahe Unerreichbare Erdrückter.

In den großen Metropolen unserer naturlos gewordenen Erde kratzen zu gleicher Zeit himmelstürmende Häuser an unsichtbare Wolken. Homo anonymus durchfährt in fragloser Eile die engen Schluchten, kaum noch mit einem kurzen Aufblick zu den Riesen über ihm. Doch plötzlich die nicht mehr erhoffte Begegnung: das Gesicht seines Lieblingsstars, wiedererkannt, noch ehe es wahrgenommen, als Ikone in übermenschlicher Größe über die Flanke eines Wolkenkratzers gemalt.

In den großen, unentwegt ruhig geöffneten Augen ein sprechender Blick, der von jedem Beschauer das Opfer eines selbstvergessenen Einverständnisses fordert. Ein übermenschliches Bild von einem Gesicht, das einmal vielleicht ein menschliches war, nun aber schamlos groß, schier wie die Sonne im Vergleich zur Erde.

Homo anonymus weiß sich geborgen und eingeholt: ein Fan im unsichtbaren Lasso seines Idols. Aber mitten im Affekt verehrender Zuwendung erfährt er plötzlich – hoch von der erhobenen Wand her – einen Schlag gegen sein eigenes, allzu nahes und unausweichlich gesichtsloses Gesicht. Beinahe gewohnheitsmäßig befreit er sich aus einer vertrauten Sekundenmelancholie, aber wagemutiger als sonst, befähigt, sich einzuklagen in das Gipfeldasein seines Idols: einmal dieser sein, einmal dort oben im anderen Leben, im Licht, über allem und über allen.

Er spürt, wie seine Anklage am unentwegt ruhigen Star-Blick abprallt, und wieder erbittert ihn die Einsicht, daß in diese steingewordene Selbstanbetung niemals ein Anruf eindringen wird. Doch plötzlich die nicht mehr erhoffte Stimme: im Innersten des Fans redet sie wie ein Dolmetsch des unendlichnamigen Blickes von oben: „Was ich bin, bin ich für Dich, was ich tue, tue ich für jeden der Meinen, für jeden von Euch ganz allein.

Alle seid ihr in mir, seid untrennbar verbunden in mir, und seid getrost, ich zerschmettere Euch nicht, denn ohne Euch wäre ich nichts, was wäre Ich ohne Euren Blick auf mich?“

Für einen Augenblick fühlt sich der Fan wie weggehoben, hinaufgehoben in die strahlende Kraft eines Gesicht gewordenen Namens, und gleich diesem unvergeßlich dem Gedächtnis von Millionen eingebrannt: in stummer, kräftiger Rede folgt seine Antwort: ein winziger Klumpen unter Millionen zwar, aber Gebirge zeugend; und wieder fragend, in gemilderter Anklage: „Du Unvergleichlicher, Du Stern meiner Jugend, Du Versprechen meines Lebens, - Deine Zusage war doch unmißverständlich: das Leben werde ein einziges Fest sein, ein gepanzertes Glück gegen alles Unglück, eine Ewigkeit von Kurzweil, ein Flug auf Flügeln eines leichten Lebens, ein schwereloses Schweben von Sinn zu Sinn.“

Dem Fan vernehmbar antwortet die Stimme: „Mein Versprechen ist eingelöst, alles Mögliche ist getan. Denn siehe, geh` nach Hause und blicke Dich um, Ich bin alle Zeit bei Dir, Du besitzt alles von mir, meine Platten, meine Videos, meine Alben, Posters, Artikel, Interviews, Fotos, alles über mich. Mein Leben ist Dein Leben, alles dies gehört Dir, und wenn Du willst, Dir allein.“

Der Fan verspürt das zögernde Verstummen seiner Klage. Er begreift, es ist wahr, das Mögliche ist da, er ist glücklich, es ist alles in Ordnung.

Manchmal geschieht es, daß ein Bergsteiger, am Gipfel thronend und schauend, aus einer grundlosen Frage oder als Antwort auf sie, einen Stein gedankenverloren aufhebt und mit weitem Schwung in die endlose Tiefe wirft. – Seltener wohl geschieht es, daß ein Fan nach Hause geht, verloren in grundlose Gedanken, aber plötzlich angelangt bei sich in einem Anfall bedingungsloser Selbstreinigung, und die Bilder seiner Stars von den Wänden reißt, ihre Platten und Videos vernichtet und ihre Reliquien und Zeugnisse verbrennt.

Und wie sich jener Stein in der Tiefe einer Schlucht seine Existenz vom Murmeln eines Baches oder dem Rauschen des Windes in der Wand erklären läßt, so unser starloser Fan, nun nicht mehr Knecht fremder Herren, sondern als freigelassener Sklave bereit, den Flug eines eigenen Lebens zu beginnen. Durch welche Wolkenkratzer Schlucht er dann auch eilen wird, er wird es ertragen, sich selbst zu begegnen,

(46) Zufall und Zusammenfall

„Ich könnte ein ganz anderer geworden sein.“ – Der moderne Grundsatz einer grenzenlosen Selbstinnovation des sich unendlich meinenden Ichs schüttelt das als unendlich gedachte durch eine Denkbewegung vom Rücken der Welt. Das Ich sein Wegwurf von sich und dadurch nicht mehr von sich, als wäre es die schwerelose Geste eines Nichts, ein Wurf ohne Werfer, seine eigene absolute Relativierung, aber als fremde, - eine nicht einmal geschenkte Nichtidentität. Ein Anderssein ohne Selbstsein, nicht Fremdsein gegen verlorenes oder zu suchendes Heimatsein, sondern ein sich selbst fremdes Fremdsein.

Wie oft vernehmen wir heute in uns den Startschuß zu einem neuen Lebenslauf. Aber ein jeder ist immer nur das Echo des Zielschusses vom soeben abgebrochenen Etappenlauf. – Einmal hieß es, mit beiden Füßen im Leben stehen, heute: im Spagat des Vielerlei auszuhalten. Einer war Künstler, Heiliger, Politiker, Wissenschaftler, Journalist, und manchmal mehreres davon. Lebenskunst unter den Bedingungen organisierter Austauschbarkeit aller Iche ist die Fähigkeit, sich nach beliebig angepaßtem Willen eine aktuelle Laufrichtung zuzuschreiben.

Der Nazitäter hat die Reihe seiner vergangenen Läufe vergessen, nachdem er jetzt ein anderer geworden ist. Und muß es sich nicht einmal glauben; im generalen Bürgerkrieg der nichtidentischen Iche lebt es sich jenseits von Gut und Böse.

Aber die Kontingenz des Ichs ist auch nicht kontingent. Es ist sein eigener Zufall: alles Zufallende fällt im Ich zusammen und dieser Zusammenfall ist der lebenslange Zusammenbruch der Kontingenz. Das Ich ist der nächstliegende Ort einer transzendenten Notwendigkeit in dieser Welt. Sonst wäre Hitler nur die Summe seiner Anhänger, er wäre ein immer ganz anderer, wie seine Gläubiger bis heute meinen. Und die Schlachtung der Opfer wäre nur anderen, nicht auch uns geschehen.

(47) Frieden im Unfrieden

Das menschliche Leben – das individuelle wie das kollektive unserer Tage – scheint Frieden nur als zeitweiligen Appendix immerwährenden Unfriedens zu kennen. Nur weil es unmöglich ist, andauernd und endlos im Unfrieden zu hausen, begibt es sich bisweilen in die unbestimmte Negation von Stille, Schweigen, Langweile, Schlaf.

Ein stets wieder vorübergehender Zwischenzustand, ein Waffenstillstand, streng befristet, nichts als eine Atempause zwischen den Ausbrüchen und Einbrüchen einer übereilten Existenz.

Frieden zu halten, mit sich und anderen, findet sich nicht als ausdrückliches Gebot im Dekalog. Als bliebe dieses Vermögen das unzugänglichste Juwel in den Schatzkammern von Gottes uneingelösten Utopien. Aber auch in uns Spät-Okzidentalern klingt manchmal das Echo des orientalischen Gebotes nach, nach dem der Mensch einzig Friedensbringer sein sollte.

Nun war kaum einer Religion die Einsicht verschlossen, daß Kampf, Mangel und Unfriede die Welt regiert, und Frieden nicht aus dieser Welt entspringen könne. Aber beinahe alle großen Religionen brachten ihre Friedensbotschaft immer zugleich auch als Kampfesbotschaft. So kam der Friedenskampf gegen den Unfriedenskampf und damit doppelter Unfriede in die Welt. Zu den weltlichen gesellten sich die heiligen Kriege, zu den Demütigungen der Welt die der Religion, zum sinnlichen der geistliche Mangel.

So schien der Ort des menschlichen Lebens ins Nirgendwo versetzt. Auf den Gründen dieser Welt konnte es sein Haus nicht bauen, und auf den Gründen jener Welt sollte es keines bauen.

Die Lage des modernen Menschen scheint harmloser. Entweder befindet er sich im Unfrieden mit sich aus Langeweile oder im Unfrieden mit anderen aus Selbsterhaltungsgründen oder in einer Überlastung überhaupt. Entweder schwebt er im Sinnlosen dahin, über den Abgründen eigener und anderer Vernichtung, oder die Lasten und Mängel erniedrigen sein Leben zum Überlebenskampf und erlauben ihm kaum mehr, als durchs Leben zu kriechen.

Gleichwohl hat sich der moderne Mensch ein System von Kompensationen geschaffen, das ihm ein Leben der Friedenssuche und Friedenserhaltung als nichtlebbaren Quietismus orientalischer Absurdität erscheinen läßt. Denn der Langeweile entkommt er leichtfüßig auf den Wegen tausendfach zerstreuer Unterhaltung. Fremden Lebensunfrieden und Lebenskampf medial zu schauen, regt auf und an, berührt aber nicht. Im Hin und Her zwischen Belastung und Zerstreung scheint er mit sich übereinzustimmen und ein Leben lang auszuhalten.

Aber in den Atempausen eines wie leeren Friedens ahnt er zuweilen dunkel, er würde vom Land immer weiter abgetrieben und immer tiefer verunfähig, die Befriedung seiner Unfrieden und seines Sterbenmüssens

erbringen zu können. Verunfähigt zum Frieden des Seins im Nichts, zum Warten im Unerwartbaren, zum Kreisen im Nullpunkt der Gegenwart, zum Loslassen jedes Lebensinhaltes, zum Anfangen mit dem eigenen Tod, zur Aneignung des immer enteigneten.

(48) Landschaftserfahrung im Auto

Noch erfährt der autofahrende Mensch die Landschaft, die er in seinem Geschoß durchfährt. Aber unausweichlich unter den Bedingungen einer ständigen Einübung in den verkappten täglichen Bürgerkrieg einer agonalen Zivilisation. Die ständige Drohung, von anderen Kampfteilnehmern abgeschossen zu werden oder selbst einen oder sich abzuschießen, sitzt jedem Lenker im Nacken und zwingt seinen Blick auf den Schauplatz Straße, zwischen Langeweile und mörderische Spannung, da in jeder bedrohlichen Situation der Keim des jederzeit möglichen Unfalltodes lauert.

Die Straße durchfährt das Kontinuum jeder Landschaft, aber den Fahrenden bleiben von der einst vorindustriell kontinuierlichen Landschaftserfahrung nichts als die Fragmente einer zerstückelten Erinnerung.

In Ländern mit habituell gewordenem Fahrzeugbewußtsein haben die Menschen binnen weniger Jahrzehnte gelernt, auch gestützt durch naturungehemmte Autobahnnetze, in den Phasen des eintönigen Lauerns in ein vollständig memorierendes und nicht anwesendes Bewußtsein abzutauchen. Autostopper berichten von Lenkern bei Mitfahrten durch die Vereinigten Staaten, die auf tausend Kilometer kaum ein Wort wechseln.

Als wäre dem homo faber der Straße jede Außenwelt endgültig zur gnostischen Fiktion geworden, während die nieendende Radiomusik die tagträumende Suggestion vollendet, in einer weltlosen Welt nicht mit sich allein zu sein.

In old europe gedeiht noch das Chaos des Übergangs. Den Roman der vorbeiziehenden Landschaft nachzuvollziehen, gehört ins Bildungsabteil des europäischen Schwundbewußtseins für Naturschönes. So fahren wir im ständigen Zwiespalt, mitten im Kampf ums Überleben dem Gebot des Naturblickes mit schlechtem Gewissen nachzukommen. Die Resultante des Zwiespalts ergibt jenen ständigen Wechsel zwischen zerfetzten Flüchtigkeitsblicken auf Landschaft und Umgebung und der sturen Idiotie des Lenkerblickes auf das Kampfgeschehen der Straße.

Die Erfahrung der Landschaft nähert sich jener von Videoclips, einem in Kürzest-Sequenzen geschnittenem Film, dessen Daueruntermalung das Autoradio besorgt. Mechanisch schieben sich durch die meist rasche Fahrgeschwindigkeit Bergrücken, Talblicke, Ortsdurchfahrten wie in einem Puzzle ineinander.

Und in den rauschhaft ineinanderstürzenden Bildsequenzen gewinnt die traumartig erfahrene Welt manchmal die Klarheit letzter Augenblicke: als stürzten wir wie ein Bergsteiger aus der Wand, der, die todbringende Tiefe vor Augen, noch einmal die zusammengerafften Augenblicke seines Lebens bis in die Kindheit zurückrast.

Ein früher mit seinem durchwanderten Bild identisches Tal erfahren wir in wenigen Minuten in einer willkürlichen Folge unerinnerbarer Perspektiven und unerzählbarer Eindrücke. Der Flüchtigkeit des Einzelblicks entspricht die haptische Schnelligkeit des Gesamtblickes. Der Betrachter im Schleudersitz verliert mit seiner orthaften Identität alle vereinigenden Sprachen mit Natur und Umgebung. Radfahrer erscheinen wie Neandertaler, Fußgänger wie außerirdische Wesen.

Unausweichlich der Wunsch, das Vergessen zu bannen, das Zerstreute als Einzelpuzzle zu fotografieren oder aufs Begleitvideo zu spielen. Zu Hause – unter Friedensbedingungen – wird das verfehlt Leben nachgeholt werden. Man ist zufrieden mit der exakten Chimäre von Erfahrung und bereit, die täuschende Simulation für das wirkliche Leben zu nehmen.

So trägt alles Reisen heute den Stempel vorweggenommener Enttäuschung. Die Gewißheit im Voraus, statt einer wirklichen bloß der Abstraktion einer Reise zu begegnen. Kein großes Ganzes als Erinnerung, die als bleibende zur Bereicherung unseres Lebensweges würde. Aber zu ewiger Jugend verdammt, träumen wir dennoch von der süßen Verheißung, die in der Idee des Abenteurers einst verbürgt schien: als blanker und aufnahmefähiger Erlebnisspiegel in die weite Welt hinauszufahren, um als restlos erfüllter bei sich anzukommen.

Heute wird das Reisen wie eine Droge der Unerfüllbarkeit organisiert, vermarktet, konsumiert. Die ewig Jungen fahren immer wieder los, sind ständig unterwegs, kommen nie bei sich an.

Aber die amputierte Welterfahrung rächt sich in unseren Träumen. Da fliegen wir oft über Berge und Täler mit einem archaisch-tierhaften Blick, als möchte sich unser Auge einem Tierleib wieder vermählen, um noch einmal mit unzerstückeltem Blick der Natur zu begegnen.

(49) Campari–Was sonst

Ein Fragesatz, unversehens durch Zeichenlöschung am Ende in einen Befehlssatz verwandelt: Urbild der infantilen Schrumpfsprache einer weltumspannenden Werbeindustrie. Deren Problem: wie ist das in abertausende Reklamebilder, -filme und -slogans getauchte Bewußtsein der Menschen noch zu erreichen und gefügig an der Stange der Warenkette zu halten? Wie kann das Unbewußtsein dieses Bewußtseins, längst in der grenzenlosen Bilder- und Worteflut ertränkt, mit stabilen Bedürfnissen nach absatzbedürftigen Waren aufgeladen werden?

Wie kann das meist augenblickskurze Erscheinen der Werbe-Idole den Mechanismus eines Glücksversprechens auslösen und so zielgerecht im Unbewußtsein versenken, daß das Lockbild im Augenblick der Kaufwahl wie in einem Akt platonischer Wiedererinnerung als Abbild des gesuchten Urbildes erkannt und gegen unzählige andere Urbilder verteidigt wird? Wie kann im ichgeschwächten Ich der Kurzschuß von beschwörendem Reiz und unbewußter Reaktion bis auf Sankt Nimmerlein gezündet werden?

Ein neomythisch funktionierendes Bewußtsein züchten und zugleich in jedem Augenblick fortwährend vernichten müssen, ist der Versuch, eine Welt durch anarchischen Mythos zu ordnen. Wieder erscheinen uns Götter und Göttinnen, stets sich verwandelnd in halb transzendente Bildgestalten, gruppiert zu Kreisen zwangloser Sinnlosigkeit.

Hier die Zauberfee mit dem Zaubergetränk für Glück und Jubel der Erfolgreichen und für Ertränken und Vergessen der Erfolglosen. Als neuerlich letzte astrologische Phantasmagorie erhebt sich die Warengöttin über den nächtlich erleuchteten Wolkenkratzern New Yorks und schenkt uns einen ihrer immerwährenden Blicke. Über der Stätte des Kampfes auf Leben und Tod wacht sie in exakter Übergröße, als exakte Projektion des Marktes in den Himmel der Wünsche aller Kämpfenden. Und das magische Wortbild der Ware hebt den heldenlosen Helden dieser Zeit „on the rocks.“

(50) Balaton im Nebel

Von der Balkonwabe des Hotelzimmers im zehnten Stock ein unbeabsichtigter, doch sofort gefesselter Blick auf die weitausgreifende Fläche des Sees. Die Ufer gegenüber im Nebelgehänge in unbestimmte Ferne gerückt. Die helle Fläche ein Spiegel unbewegter Ruhe, wie das Spiegelbild eines anderen Lebens.

Ein schwarzer Lastkahn in unwirklich langsamer Bewegung, die längst vergangenen Jahrhunderten gehört, wie in eine phantasmagorische Ferne gemalt. Als zöge er schwer an seiner Vereinzelung und träume sich in die Erinnerung an ein anderes Gewesensein zurück. In der traumlosen Nähe gewiß ein barbarischer Alltag. Menschenunwürdige Zustände, immerwährender Streit unter rohen Wesen, die zermürbende Hölle der Routine, Ekel am Leben, Spiel und Suff als Kitt und Schleim.

Nahe am Ufer die Akrobaten der Lüfte: kleine Vögel in wirrem Flug durch wie schwerebefreite Höhen, zwecklos unterwegs in unbändiger Freude, wie vom Himmel gesandte Glücksdarsteller: je zweckloser, umso freudiger.

Am Ende des langen Hafenstegs schickt sich der sonntägliche Touristendampfer umständlich an, die Anlegestelle zu verlassen. Als versuche er den nicht darstellbaren Prozeßkern des Abschiednehmens in Zeitlupe vorzuführen.

Und wieder diese zeitfremde Langsamkeit, diese ausgestorbene Bewegungsart, kein Fahrzeug, ein Gefährt, nicht der Gegenwart, sondern der Erinnerung. Aber gegen die Poesie der Ferne und Langsamkeit gewiß auch dort die Prosaik der Nähe und Gegenwart: das unverrückbare System der Banalitäten in den Urlauberköpfen, der vorgeformte Konsum stereotyper Glücksgefühle, eine Versammlung von unbewußt Trauernden, in deren Mitte die unsichtbare Leiche individuierter Erfahrung.

Um den grauen Sonntag totzuschlagen, um dem Gefängnis des gewohnten Tages zu entkommen, um die leblos gewordene Lebenszeit zu vertreiben, (wie der Löwe Geier und Hyänen vom Kadaver vertreibt), läßt man sich losfahren ins leere Abenteuer, umgaukelt von den Klängen zu Tode gehörter Automatenmusik.

Ein Mensch in Hosen am Steggeländer, geckenhaft vorgebeugt, betrachtet das Geschehen: als sei, was er sehe, unfaçbar lächerlich und nur in lächerlicher Betrachterhaltung zu ertragen. – Drüben im Nebel ist der Lastkahn verschwunden. Wird es am Ende mit allen Dingen so gehen? Und das Auge wieder so daliegen wie dieser See, unberührt und wie nie berührt?

(51) Leben ohne Antwort

Ehe wir noch ernsthaft die Frage stellen können, was denn das Dasein sei, und warum ein Leben überhaupt, sind wir schon ins Grab gesunken. Und

dennoch unsere lebenslängliche Anmaßung, feste Antworten auf unsere flüchtigen Fragen zu erwarten. Offenbar sind die festen Antworten fest in der Künftigkeit der Gottheit verschlossen.

All unser Suchen und Forschen durch die Menschheitsgeschichte hindurch daher wohl vor den Augen der Gottheit, aber zugleich nicht mehr als ein Versuchen und eine Versuchung der Antwort, um eine Unsterblichkeit zu erlangen, in deren Besitz unser Sterbenmüssen weder Müssen noch Können wäre.

Ein Leben in der absoluten Antwort enthöbe uns aller letzten Sorgen und damit aller Endlichkeit und deren Verantwortung. Wären die Fragen beantwortbar, verschwände die dem Dasein auferlegte Verantwortung: das Leben als Suche nach Antwort zu führen.

Daß freilich die meisten Menschen gar nicht bewußt fragen und sich mit den Scheinantworten der Zeit abspesen lassen, ist der genaue Gegenversuch: einen eschatologischen Zustand vorwegzunehmen, indem man in der Gegenwart wie in einer geborgenen Ewigkeit lebt.

Der Lebenstext reduziert sich auf den der Postkarte, glücklich und zufrieden, hausend im Gewohnheitsnetz des Lebensalltages, werden die entscheidenden Fragen und Sorgen für Irrtümer der anderen gehalten und diesen Unglücklichen zugeschrieben.

(52) Natur und Gedächtnis

Wandern im Gebirge, allein, ist wie eine Vorwegnahme unseres Verschwindens aus dieser Welt. Ein winziger Körper unter Riesen, räumlich verschwindend inmitten endloser Räume, ein wesenloser Punkt schon für einen Beobachter aus der Ferne von wenigen hundert Metern. Und auch zeitlich ein verschwindendes Ereignis, kaum ein Sekundenschlag unser Leben im Meer der Millionen Jahre, die hier oben gehaust haben und noch hausen werden.

Vom vernichtenden Vergleich irritiert, geraten wir unweigerlich ins Sinnieren über unser Leben und eilen in überstürzter Erinnerung zu Tal, flüchten zurück ins Ensemble unserer Beziehungen zu Menschen. Plötzlich glauben wir unumstößlich zu wissen, daß unsere Anwesenheit im Gedächtnis auch nur eines Mitmenschen eine ganze Million Naturjahre aufwiegen könnte. Und hier oben noch den eisigen Hauch einer ewig unerlösbaren Einsamkeit spürend, verstehen wir neu das rastlose Streben der Menschen nach historischer Unsterblichkeit.

In je mehr Gedächtnissen unser zeitlich verschwindendes Ich anwesend wird, umso tiefer scheint es sich in der Ewigkeit eines noch ganz anderen Gedächtnisses zu verankern. Für viele ein überlebensnotwendiger Schein, und insgeheim vielleicht für alle, da schon unsere Verwandtschaftsbeziehungen im Sternzeichen der Gedächtnisewigkeit kreisen.

Aber sosehr das Theater unserer biographischen und der allgemeinen Geschichte jenseits einer Natur, die nicht Mitnatur sein kann, zu spielen scheint, ebensowenig kann in Wahrheit auch nur ein einziger Akt, eine einzige Szene ohne die naturerfüllten Rampen und Bretter von Raum und Zeit über die Bühne gehen.

Und mag daher unser Geist noch so geschichtlich und zivilisiert geworden sein, immer wieder wird er sich der Erfahrung des ihm ganz Fremden aussetzen, der Verwunderung des sich selbst Fremden: der erinnerungslosen Zeit von Natur.

Denn an der Erfahrung der äußeren und körpereigenen Natur, erfährt er seine ursprünglichste Fremdbestimmtheit: die Bühne ist nicht sein Werk, und ihre Zerstörung würde uns mehr rauben als nur die Rahmenbedingungen für unser Stückwerk Geschichte. Angesichts der realen Möglichkeit einer Zerstörung der Natur durch das Bühnengeschehen Geschichte, rückt heute die Erfahrung der Natur in einen Bewußtseinsraum jenseits aller Gedächtniseitelkeit.

(53) Schattenprogramm

Manchmal wenden wir uns unversehens um und erblicken unseren Schatten an der Wand. Erstaunt belauern wir das dunkle Ungeheuer, seine überraschende Größe, das klare und zugleich alles verbergende Schema des schwarzen Abrisses. Manchmal erschrecken wir davor, ohne zu wissen warum, und strecken unwillkürlich den Arm zum Faustschlag.

Wir wissen: auf dieser Festplatte sind die Daten unseres Schicksals gespeichert und das Programm läuft, und wir haben es programmiert. Die Hardware zur Festplatte ist uns universell vorgegeben, aber der katastrophendurchglühte Inhalt des Lebens wird in einem wie immer rudimentären Ich durchlebt.

In allen Ichen seit Jahrtausenden derselbe große dunkle Schatten an der Wand, lediglich die Größe der Wand, die Projektionsfläche und auch die Projektionsmaschine, der Erleuchtungsprojektor, sind in jeder Generation,

in jedem Jahrhundert, in jeder Epoche bis zur Nichtwiedererkennbarkeit andere, niegewesene.

Wir sehen nur unseren Schatten, unsere gestreckte Faust, nicht aber die Dimensionen der Wand, nicht das Verfahren der Projektionsmaschine. Nur an anderen Menschen glauben wir manchmal alles zusammen zu erkennen. Wir nehmen unsere Zeitgenossen, als ob sie schon der Vergangenheit angehörten.

In den anderen wollen wir uns von unserer Gegenwart abstoßen, indem wir uns von deren Projektionsmaschine zu lösen vermeinen. Den anderen erlauben wir, ganz andere zu werden oder zu sein, uns selbst aber erlauben wir nur, uns zu finden, mit uns identisch zu werden. Sich selbst absolut zu setzen und den anderen beliebig: die einzige Regel im Reich der Schattenboxer.

(54) R. Chapa, Spain. Soldat im Augenblick des Todes (1936)

Der Tod, in eine Gewehrkugel verwandelt, trifft genau und gemein. Und die Fotoapparatur gibt dem tödlichen Augenblick den Rest. Sie entreißt den modernen Tod der Anonymität, um Anonymität zur einzigen Realität zu machen.

Unzählige Exemplare des Sterbenden Soldaten wurden in den Kriegen dieses Jahrhunderts ins Bild gebannt. Einer wäre schon zuviel gewesen. In einer nicht mehr erfaßbaren Fassungslosigkeit quittieren wir das Verschwinden des personalen Verschwindens. Die Idee des Todes siegt im Bild, und unser Blick auf das Verschwinden dieses Menschen verschwindet in der Idee.

Zwar sitzen wir noch immer mit dem Rücken zur Idee, unverrückbar in der Höhle, aber vor uns bewegen sich die Erscheinungen nicht mehr als Erscheinungen, da das Auge der Apparatur das Verschwinden verschwunden gemacht und die Erscheinung in den Status eines unvergänglichen Urbildes erhoben hat.

Zwei Schußapparate: der eine tötet, der andere verewigt, und unser Blick verewigt das Töten. Unsere Krieger sterben ohne Ende, erlangen die Unsterblichkeit ewigen Sterbens. Als sollte unsere Endlichkeit auf den Punkt gebracht werden, in den Blickpunkt auch der privatesten Anonymität.

Doch lebenszugleich haben wir den Sterbenden Soldaten in Filmen unzählige Male erlebt, ein verborgenes Geschehen scheinbar miterlebt.

Dieses Bild hier soll aber ein Dokument sein, keine Scheinaussage über eine gestellte Realität, sondern die ewige Realität von Kain und Abel.

Das dokumentarische Todesbild oszilliert zwischen zynisch gleichgültigem Kommentar und einer deiktischen Anklage, die zugleich kapituliert vor dem erfolgreichen Reportererfolg auf der Jagd nach dem realitätsnahesten Bild. So erblicken wir lediglich die Verdoppelung des Augenblicks, den gleichgültigen Nachweis der Erniedrigung des Menschen in der Geschichte.

Und die nicht mehr schöne Schlachtbank verurteilt die triumphale Überhöhung des Geschehens, wie früher durch Malerei, Skulptur und Triumphbogen, zu unerträglicher Propaganda oder Kitsch.

Endgültig namenlos wird das Wort vom „Augenblick des Todes“; es verwandelt sich in statistische Objektivität, es zählt nur mehr als gezähltes Ereignis, angezählt im Tod von Millionen.

In den mythischen Menschheitsepochen töteten die Götter mit fernlenkenden, unsichtbaren Geschossen, und wehrlos standen die Sterblichen im Hagel der Transzendenten, mörderischer Immanenz ausgesetzt. Nun sind die Menschen einander mythische Mächte geworden, mit übermenschlichen Waffen gerüstet. Mit göttlichen Waffen versuchen wir schuldlos zu töten, wissen kaum noch, ob und wen wir getroffen.

Wenn nun niemand über unsere göttlichen Waffen die Verantwortung übernimmt, niemand über die menscheitsvernichtende Endwaffe die Verantwortung übernommen hat? Wie leben mit einem gottlosen Gott der Geschichte?

(55) Flug durchs Jenseits

Das Erschrecken über die neuzeitliche Überraschung, nicht zwischen Himmel und Hölle zu wohnen, rumort noch immer in unseren Knochen. Nur scheinbar die Gewöhnung an ein Dasein auf einer fliegenden Kugel, umringt von schier unendlicher Leere.

Vor dem neuzeitlichen Sprung in das wissende Bewußtsein über unseren kosmisch bewegten Standort, war das gesamte Tun und Lassen einer in Frieden lebenden mittelalterlichen Stadt an ein erfülltes Oben und Unten verwiesen. Das gesamte Repertoire an Lebens- und Sterbenserfahrungen war zeitgleich verwiesen an die Tore eines sichtbaren Himmels, die in der Nacht mit Sternen beslagen auf die Menschen niederglänzten. Und ein mit Leichen und Verwundeten übersätes Schlachtfeld wurde in der Gewißheit erblickt, daß oben der Gerichtssaal soeben zubereitet werde.

Jetzt aber fliegen wir mitten durch den Himmel, und alles was geschieht, geschieht zugleich wie im Jenseits. Aber je mehr wir schon zu Lebzeiten endgültige Tribunale errichten, umso rascher versinken Weltbilder und Lebensformen, die früher Jahrtausende gewährt hätten, binnen weniger Jahre. Als stürzten die Weltalter übereinander, als überstürzte sich die Welt auf der Suche nach dem neuen, das fähig wäre, eine fliegende Existenz zu tragen.

(56) Formel 1

Der Geist des Rennfahrers reduziert auf eine unsichtbare Reaktionsmaschine; sein Körper sich rückbildend in ein maschinelles Instinktwesen. Die Art seines Herrschens über die Maschine macht ihn zu ihrem Sklaven. Das macht in Summe: ein sich permanent tötender Geist, der sein Töten im Rausch der Geschwindigkeit als Lebenssteigerung erfährt. Grundhandlungen des maschinell reagierenden Instinktgeistes: das Geschoss auf der Straße und vor den anderen Geschossen halten. Daraus generieren Hand- und Fußgriffe, Kopf- und Blickbewegungen: das unentwegt sich wiederholende Repertoire des Rennfahrers.

Die uralten Reize des Wettkampfes: wer erreicht zuerst das Ziel, wer danach, und in welcher Art und Zeit, vergehen vor dem modernen Reiz, der zuerst danach fragen läßt, ob der im Geschoss mitfahrende Tod besiegt wird. Der geringste Irrtum im Repertoire der Griffe und Reaktionen kann ihn zum tödlichen Sieger und damit Bringer des halb gewünschten Entsetzens machen.

Immer neue Sicherheitsvorkehrungen, innerhalb und außerhalb der Geschosse, sollen die Todesgefahr alias Lebensgefahr vermindern. Aber die Verbesserung der Geschosse erhöht zugleich deren Macht, und je perfekter die Technik der Maschinen, umso höher das nicht mehr kalkulierbare Todesrisiko.

Die Todesmacht der Geschosse rückt die Rennfahrer in die Nähe der antiken Gladiatoren. Und das Bewußtsein der begeisterten Millionen empfindet den Kitzel des omnipräsenten Todes bereits als Vollendung der Idee des Wettkampfes selbst. Da die Geschosse nicht mehr in unmittelbar überschaubarer Geschwindigkeit durch Raum und Zeit jagen, - fern die Würde von Rennpferden auf staubiger Bahn -, wird die Erfahrung der rasenden Bewegungen an Filmkameras delegiert.

Mit der Sehmaschine Kamera können Ferne und Nähe der vorbeijagenden Wagen im unsinnlichen Sinn einer virtuellen Erfahrung des

Nichterfahrbaren organisiert werden. Bildschnitt reiht sich an Bildschnitt. Auf dem Bildschirm ähneln die Geschosse den fiktiven eines Computerspiels. Dieses könnte auch den Tod simulieren, aber ein simulierter Tod wäre der einzige Teilnehmer ohne glaubhafte Wirklichkeit. Seine Wirklichkeit ist die einer unersetzlichen Überwirklichkeit, die folglich nur als nicht organisierbare mitzuspielen beliebt.

Wie beräderte Insekten liegen die Wagen auf der Strecke. Das behelmte Kopfstück, das Lenkrad und die dick bereiften Räder markieren die frei beweglichen Teile am corpus des Insekts, und eine geballte Faust, aus dem Cockpit gestreckt, wirkt wie ein zornig oder jubelnd ausfahrender Fühler.

Der logische Kern des Geschwindigkeitsrausches, in kürzester Zeit den längsten Weg zurückzulegen, tendiert in den Fluchtpunkt von Bewegung: im Identitätspunkt von Raum und Zeit wäre sie von sich erlöst. Als repräsentiere das symbiotische Wesen des Geschoss-Fahrers die Möglichkeit von Wesen, die jenseits von Raum und Zeit existierten.

Das vollkommen säkularisierte Ding, die vollkommen transzendenzlose Maschine, erzählt, wie der Computer auch, von dortorts wirkenden modernen Engeln, die jenseits der Fesseln von Materie und Schwerkraft mit überirdischen Fähigkeiten den Irdischen beistehen.

Durch den handgreiflichen Bausatz einer fahrbaren Maschine ermächtigen sie uns zur Überwindung der Naturschranken durch das Wunder der Technik. Und der überirdische Segen läßt nicht zuletzt einen phantastischen Geldregen über die unsterblichen Heroen niedergehen, in Mengen, die den Normalsterblichen wie Phantasien aus mythischen Erzählungen erscheinen müssen.

(57) Krumau in old europe

Die Stadt Krumau zu betreten, sollte den Touristen nur in historischen Kostümen erlaubt sein. Zumindest mehrmals im Jahr sollten alle, auch die Bewohner, in das erinnerte Bild der Geschichte zurückkehren. Die sonst unsere Besuche von historischen Städten insgeheim beunruhigende Frage, wie man es verkraften könne, daß hier so viele für immer verschwundene Menschen gelebt haben, wäre beantwortet: sie sind in uns wiederauferstanden.

Der historische Schnitt wäre wohl vor dem ersten Weltkrieg zu setzen, vor dem Kaiserschnitt des 20. Jahrhunderts. Und jeder Tourist

wäre ohne viele Umstände anzuleiten und befähigt, in die Alltagsrolle der Menschen der letzten zehn Jahrhunderte zu schlüpfen. Auf den Gassen und Plätzen, in den Läden und Schenken begegneten einander die vergessenen Repräsentanten der Epochen.

Friedlich grüßte der Hussit den Katholiken, der Kaiserliche den Nationalen, und vielleicht schon der Tscheche den Deutschen. Und die Kutschen aller Jahrhunderte knirschten über das unversehrt geduldige Pflaster des Städtchens.

Noch keine Straßenbahn, noch keine Motorisierung, kein Radio, keine oder nur vollkommen getarnte Technologie. Und erlaubte Tarnung und Täuschung beim Nachspielen historischer Szenen: Hexenverbrennungen, Hinrichtungen, Vertreibung, Folter, Inquisition. Vielleicht sollten nur jene die Stadt am Ende ihres Besuches wieder ins 20. Jahrhundert verlassen dürfen, die in ihren Mauern einen der vielen historischen Tode nachgestorben wären.

(58) Kampf oder Leben

Wäre das Leben nicht länger ein Kampf ums Überleben, wie heute für die meisten, sondern für alle ein freies, durch eigenen verbindlichen Willen bestimmtes Leben, so vereinfachte es sich auf zwei Arten, die alle möglichen Werte, Wege und Ziele umfaßten.

Einmal der praktische Erfolg, der Sieg über Sachen vor und gegen andere Kämpfende. Zum andern das Gegenteil: die vollkommen kampflose Betrachtung des Kampfes von Erfolgreichen und Erfolglosen. Die Schuld der Praktiker wäre: ein Leichenfeld von Erfolglosen zu hinterlassen. Die Schuld der Kontemplisten: sich wie ein Gott in diesem Leben verhalten zu haben.

Und die Schau und Rede der Kontemplisten wäre der einzige Spiegel, der die Praxis über den Tod der Menschen hinaus in ein rechtfertigendes Sinnbild verewigte. Als Spiel unter höchster Duldung erschiene der Kampf um Erkenntnis, Reichtum und Macht.

Heute aber, angesichts der Schrecken und Leiden einer Geschichte von Überlebenden, verwandelt sich jeder Kontemplist in einen Zyniker oder geblendeten Engel. Als müßte er, erwachend, aus seiner Haut fahren, um Kämpfer gegen sich selbst zu werden.

(59) Abschied

Doch ist es auch schön, daß uns die Erde eine Weile trägt. Wir sind nicht mehr als das Aufblitzen einer Welle in einem Meer von Wellen. Und auch wer das Klügste tut: den Augenblick zu dehnen, bringt das Verschwinden nicht wirklich zum Verschwinden. Zwar öffnet sich ihm das Tor zu unendlichem Sinn, aber unendlicherer wird ihm bewußt als zukünftig verborgener.

Wie läßt sich diese Welt Zeit! Als wäre sie unvergänglich, als sammelte sie alles Verschwundene an einem unbekanntem Ort bewahrender Erinnerung, als könnte gar nichts verschwinden, weil alles umfassen sei von einem undurchdringlich sich verschiebenden Geschichte von Zeit.

Unser Leben geht eine kleine Strecke von hier nach dort, dann fliegt es von dannen, als habe es genug, genug gesehen, genug geliebt, genug erkannt. Manche gehen durch die Schluchten, wo die Schatten brüllen. Da hilft keiner dem andern.

Gleichmütig ziehen die Wolken über uns, und die Berge werden als Spiegelung erkannt: eine Barrikade - aus den Leibern unserer Dämonen errichtet - liegt in den Wegen quer. Trotzdem hindurch lautet die Parole der Gottheit, niemand schmähe das Licht der Sonne.

Spät lassen wir unsere Fragen zurück, leichter geworden fallen wir gern. Dann sind die Reden aus, und das Staunen, allmächtig geworden, trägt uns wieder fort.

Kontemplation

(60) Arche Noah

In der schauenden Betrachtung vollziehen wir die beinahe schon vergessene Lebensübung einer gerätelosen Beobachtung des Gegebenen. Der Sinn allein versucht sich an der Welt und über diese hinaus; noch die zufälligsten Beziehungen des Etwas leuchten in einer Figurine ewiger Beschaffenheit. Der Sinn springt in den Raum eines Geistes, der nur als unendliche Erinnerung des Etwas existiert, - als nie endbare, nie anamnetisch in der Idee, aber dafür in jedem Augenblick bei sich angekommene Erinnerung.

Das Erlebnis wird sein anderes. Durch den Ritus der Selbstwiederholung erweckt, enttötet sich das mumifizierte Alltagskreisen der Dinge. Im verweilenden Schauen stirbt es den Tod seines Todes, um die unaussagbaren Gründe seiner eingewöhnten Wirklichkeitsgesten zu ertasten.

Dieses meditative Erleben – in den ersten Menschheitszeiten vielleicht das einzige, das inmitten unnennbarer Weltangst das Versprechen einer Zukunft befreiten Daseins barg – schwimmt heute als Arche Noah in der medialen Sintflut, scheinbar von und für alle Welt verlassen.

Es enthält sich der Fremdwiederholung industriell hergestellter Infoerlebnisse, die auf totales Vergessen und dessen Grab, die subjektlose Dokumentation, programmiert sind. In den Archiven des Vergessens verflackert jeder Sinn von Sein, und in der Welt der Geräte ist das Gegebene halb schon verschwunden.

Noch einmal den Abbruch der Sinngeschichte abbrechen, den letzten Ausweg finden aus dem Strom, in dem kein Schwimmen möglich, in den letzten Menschheitszeiten vielleicht ein letztes Versprechen für eine letzte Zukunft.

(61) Flucht und Wende

Unser flüchtiger Blick ist Flucht vor dem unflüchtigen. Diesen einen sucht die Kontemplation, zurückflüchtend in den Bahnen der Flucht. Wird sie des Fluchtpunktes gewahr, beginnt sie zu kreisen, zu ahnen, zu wissen, daß im Punkt der Wende die flüchtige Welt gleichfalls wendet. Die anders erschaute fließt in die Ruhe vollkommener Unflüchtigkeit, in die Ekstase der Zeitlosigkeit hinüber.

In der Grenze aber erneuert sich die Bewegung. Eine sich unbedürftige Erinnerung bewegt uns zur Wiedergutmachung an der Vergessensbewegung des Alltagsblickes. Nun erst werden die Panzer der Alltäglichkeit zertrümmert und die Wohnungen der Wiederholung verlassen. Erkannt wird die Flucht als Vergessen, auf der Flucht zu sein.

Ergriffen wird ihre ermöglichende Voraussetzung: es sei uns unendliche Wiederholung gegeben, nie aber Tod und Ende. Nur in der Vorwegnahme des Endes, in den Versuchen eines Letzten Blickes, erfahren wir die mit jedem Augenblick mitgehende Ewigkeit, den Pantokrator ewigen Sinnes, das Nachzittern des schaffenden Wortes im nachgeschaffenen.

(62) Auge des Geparden

Die Kontemplation fällt aus dem Erstaunen ins Erschrecken, wenn ihr jenes Wort nahekommt, aus dem das scheinbar tote Bild sein Sinnleben bezieht. Ein wortloses Durchdringen bis auf den Grund, der Atem stockt, Angst tut sich auf. Die Erscheinung öffnet sich, um sich tiefer zu schließen, und der Blick ist wie eingekerkert in den tiefsten Verließen dieser Welt, Rückkehr scheint ausgeschlossen.

Dann tritt das Verborgene hervor, sprachlos sprechend. Das Tierische im tierischen Blick, die unnennbaren Unterschiede im unbewußten Glotzen des unerhobenen Wesens. Engel entkleiden sich, Abgründe tun sich auf und darüber das einfache Wesen einer unergründlichen Wirklichkeit. Am Kraterrand verwesen die Schollen des Selbstverständlichen.

Nichts ist dieser Welt fremder als der menschliche Blick. Kein menschliches Woher, kein menschliches Wohin, ein unendlich nah-ferner Geist hat ihn aus dem Tierleib geschlagen. Raum und Zeit sind Illusion, Gott schafft in anderer Dimension.

(63) Rasender Stillstand, suchende Fahrt

Unserem Jahrhundert wurde an seiner neuzeitlichen Wiege nicht gesungen, daß es dereinst eine Welt des niegesehenen Bilderflusses gebären werde. Das Bild auf seiner Endlosschleife: ein neues Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, und unausweichlich zugleich ein neues Reich unmöglicher Selbstbegrenzung.

Ist einmal die Wiederholbarkeit des Bildes ohne Grenze vorhanden, beginnen dessen Sinnressourcen unaufhaltbar in ihr schwarzes Gegenteil zu verglühen. – In archaischer Vorzeit war jede Bild-Wieder-Holung als geheimnisumzirkter Eingriff transzendenter Mächte erfahren und nachvollzogen. Unsere Wiederholungen lenkt kein transzendenter Dirigent.

Und war die Projektionsfläche der verschwundenen Lenker eine im menschlichen Bewußtsein unendlich langsam sich verzeitlichende Natur, so ist jene des Techno-Logos endgültig geschichtliches Produkt des technologischen Mediums selbst, – daher das Gesamtbild einer rasenden Geschichtslosigkeit heute.

Womit im Ende der Anfang wieder aufersteht: die selbstgelenkte Wiederholung des Bildes als kontemplativer Akt bewußter Bilderaskese; die Wahrnehmung des Bildes als Bild, die Wiederkehr der Ikone. Nun aber die Ikone des Erlebnisses selbst, ein Meer zu unendlichen Fahrten des

suchenden Lebens nach den verschwundenen wie nach den unbetretenen Sinnkontinenten.

Eine Aufnahme der Sonne wirklich aufgenommen, wirklich angenommen in ihren vom Déjà-vu-Tabu verdeckten Rätselfragen: als wäre Kopie und Banalisierung nicht möglich, als wärest Du deiner Erfahrung Lenker, Sinnerzeuger Deines Erlebnisbildes. Wozu sonst führte uns die Zeit durch den Raum, wenn nicht als sich selbst offenbarende Erfahrung?

(64) Welcher Blick?

In unvordenklicher Schnelligkeit ergießt unser Blick den Anblick der Natur aus sich heraus. Auf wessen Seite steht dieses ‚sich‘? Gehört es dem Blick oder dem Anblick? Oder beiden? Dann sollte es vielleicht heißen: ‚aus sich heraus und ebenso unvordenklich in sich zurück‘?

Der Blick bedürfte des Anblicks und der Anblick des Blickes. Keiner schüfe den anderen, und damit keiner sich selbst.

Ist somit ein dritter Blick zugegen? Ein weder aus- noch zurückfließender, ein weder anfangender noch je endender, ein weder an- noch zurückblickender? Ein unverfügbar überblickender Einblick in jedem unserer geblendeten Augen-Blicke?

Das neuzeitliche Transzendental-Subjekt stand zuletzt in der Versuchung, sich als weltzeugendes Allauge zu verstehen. Aber als wir ganz bei uns angelangt schienen, zerstob dieser Traum. Seitdem blickt uns das zerteilte Objekt – die vermeintlich durchschaute Welt – aus tausend blicklosen Augen an. Wir erkennen nun unsere absolute Sehnsucht nach dem absolut verfügbaren Weltblick als mitwandernden Zwischenhalt auf dem unüberblickbaren Weg der Geschichte.

Und mittlerweile beginnen wir etwas zu ahnen von der verborgenen Entsprechung zwischen der unvordenklichen Schnelligkeit unseres Augen-Blickes und jener unvordenklichen Langsamkeit im Werden der Weltzeit; und daß allein die Annäherung unseres Anblickens an den Endblick, der zugleich Anfangs- und Urblick ist, als Geschichte erscheint.

(65) Fotografie und Erfahrung

Angesichts der Banalisierung, die jede Fotografie über unseren Blick auf die Natur verhängt, erscheint uns die Idealisierung der Natur in den

Bildern der Alten Maler wie eine Offenbarung verborgener Realität, - sei es eines endgültig verlorenen Blickes, sei es einer endgültig verlorenen Natur. Und Friedrichs magischer Realismus erweist sich unterdessen als der letztmögliche, als der festgehaltene Augenblick des Verlustes. Seitdem markiert die Fotografie Realität, als gäbe sie einen Augenblick des Bewußtseins wieder.

Die Hartnäckigkeit der Illusion, an einer Fotografie von Welt eine Wiederholung unseres Weltblickes vor uns zu haben, ist nur erklärbar aus der unvordenklich raschen Euphorie des Wiedererkennungsaktes. Bereits die flüchtigste Ähnlichkeit mit unserem Erinnerungsblick stellt uns zufrieden, - als seien wir von nun an bereit, in einer technologisch simulierten Bilder-Welt zu leben, und bedürften der realen nicht mehr.

Die vollendet entdämonisierte Erfahrung von Welt stranguliert zuletzt Erfahrung überhaupt und wird zum neuen Dämon eines Subjekts, das unfähig zu primären Welterfahrungen wird. Die Schrift der Apparatur ist die Vorsehung der Liquidation des Individuums: Telos jeder Technologie. Tendenz der Geschichte daher: fallender Geist. Wahrnehmen als entgeisteter Geist, und der Sehakt als mechanische Prozedur des Lichtapparates Auge beschreibbar.

Die Fotografie tut unserer Natur-Erfahrung dasselbe an, was die technische Konserve der Musik. Sie tötet das Werk als lebendiges, als spontan - im ästhetischen Schein - sich herstellendes. Statt des Augenblickes entsteht ein Ding-Blick, den die Apparatur für den schauunfähigen Menschen schaut.

Die bewußtlose Maschine verbindet sich mit der bewußtlosen Natur, der digitale Text mit dem traditionslos gewordenen Text der Geschichte. Wir schauen dieser Synthese zu, als hätten wir sie nicht gemacht, als seien die technologisch verkochten - Natur und Kunst - unsere unabweislich letzten.

Jeder Fotografie ist die technisch-magische Fähigkeit zu grenzenloser Vervielfältigung einbeschrieben. Daher Einmaligkeit ganz und gar ins vorbildhafte Objekt ausgewandert erscheint. Unsere Fähigkeit zu bewußter Schau muß in das Areal atavistischer Güter abwandern, wenn auch diese - Schau und Einmaligkeit - durch die unendliche Reproduzierbarkeit des Bildes zu unendlicher Banalisierbarkeit affiziert werden.

Einzig Kontemplation, als Organ des Begriffes, ist dann der rational magische Versuch, die in der Platitude fotografischer Wahrnehmung

Zusammengemischten – Subjekt und Objekt – mühsam zu trennen, um am Rätsel der Banalität den verlorenen Aura-Blick wiederzugewinnen.

(66) Ein Unbemerkttes

Jeder Lebensaugenblick ist Teilnahme am allgegenwärtigen Wunder des Daseins von Welt überhaupt. Unser gewöhnliches Bewußtsein geht von der gegenteiligen Annahme aus und ist dadurch als gewöhnliches definierbar. Danach verdanke sich das Dasein von Welt einem vollkommen banalen System von verzweigten Kausalketten. Der Fatalismus des Zufalles verschränkt sich untrennbar mit dem Wissenschaftsglauben an eine materiell determinierte Kausalität.

Universum und Natur erhalten ihre rational auflösbare Geschichte, jeder Stern seine lesbare Biographie, jedes Gebirge seinen Geologos, der die Kontingenz des Augenblicks durch die Kette der einander bedingenden Zeiträume verursacht habe. Das Weltmodell der normalen Wissenschaft ist für uns nur zur normalen Welt geworden.

Aber jeder intensiv erlebte Augenblick, jede kleinste Versenkung lehrt uns das Gegenteil. Denn schon die Möglichkeit von Erlebnis und Versenkung wurde im herrschenden Modell von Welt vergessen.

Eine subjektlos gedachte Welt muß ohne Wahrgenommensein existieren. Als wahrgenommene wäre sie sogleich eine in Worten wahrgenommene, und der subjektlose Kausallogos der Einzelwissenschaften wäre vom Wortlogos einer Welt-Sprache überhöht und bedingt. Und eben dieser Logos liegt heute im subjektlos werdenden Subjekt vergraben, verstört und vertrieben, verschüttet und fragmentiert von der Weltmacht des sprachlos technoobjektiven Weltmodells.

Vom Wunder des Weltaugenblicks aber muß gesprochen werden, solange noch ein Bewußtsein vorhanden ist vom erkennbar-unerkennbaren Zusammensein des Kausallogos mit dem Wortlogos. Deren Untrennbarkeit verweist auf einen sie in eins setzenden transzendenten Wortlogos, von dem her allein der Weltaugenblick in seiner Unbegreiflichkeit begreifbar würde.

Möglich, daß schon im Akt des Weltaugenblicks die Kompensation für alle Übel und Leiden dieser Welt liegt, deren immerwährend negatives Geschehen vom kontingenten Logos endlich Daseiender unabtrennbar ist. Daraus folgt nicht, daß Sein um jeden Preis besser sei als Nichtsein, sondern nur, daß das Leben des Menschen als Suche nach dem

transzendenten Logos gelebt werden soll. Allein auf diesem Wege ist wirkliche Affirmation, Erfüllung und Versöhnung und damit ein Entkommen aus den Fängen des normierten Weltbewußtseins möglich.

(67) Grimming

Auf den Gipfeln der Berge ist uns zuweilen, als wäre es die höchste Bestimmung unseres Lebens, in unausgesetzter Anschauung der Welt höchste Erfüllung zu finden. Als erwarte uns am Sinnende des Verweilens die Vollendung einer Schau, von der jede alltägliche bereits eine Ahnung in sich trage. Der Blick jener Schau umfaßte den ganzen, nie zu Ende aussprechbaren Sinn des Angeschauten. Er käme also von ganz außerhalb und zugleich von ganz innerhalb der Welt. Er transzendierte die diffuse Mitte unseres Alltagsblickes und enthielte dessen ungewußte Extreme in gereinigter Synthese.

So klar die Welt vor uns liegt, im Bild der plastisch geformten Kruste der Erdgeschichte, ebenso trüb fischt unser gegenwärtiger Weltblick im Trüben. Das Arsenal unserer geologischen und geographischen Begriffe ist nur das Reich der Schatten jener verbogenen Licht- und Sinnbegriffe, die erst jenseits der Schwelle zur Schau aufzublitzen beginnen.

Auch finden wir auf den Gipfeln unser Leben auf den einfachen Gegensatz reduziert: dort die anzuschauende Welt, hier unser anschauendes Ich. Dies ist die Stunde der Welthygnose, und sie gebietet uns, zu preisen und zu danken und vor dem möglichen Nichtsein von Welt die Herrlichkeit ihres Daseins durchzuempfinden.

Wir ahnen in untrüglicher Gewißheit, es müßte nicht sein, das Geschenk ist dem Schenkenden nicht abgezwungen worden. Und wäre die Geschichte nicht, wo der Mensch den Menschen schlachtet, so wäre das einsame Versprechen der anorganischen Natur ernstzunehmen: Bild einer befriedeten zu sein, die erfahrbare Vorwegnahme von Orten des Paradieses und der Vollendung.

Von hier oben nehmen sich die Täler als Orte des Friedens aus. Eine Täuschung, die wir bebend durchschauen, als hätten wir zürnend am Ende der Geschichte Position bezogen. Auch am Ende unserer eigenen Geschichte, im Punkt unseres Todes, denn wir wissen, diese wundersame Welt, dieses Meer von schaumgekrönten Bergen, von endlosen Wäldern und ruhenden Tälern, all dies wird im Augenblick unseres Todes eben diesen Anblick einer Ikone unverhohlener Unsterblichkeit gewähren, die wir unbemerkt selbst hervorgebracht haben.

Und heute schon fordert uns das Lachen der Sonne auf, unser Leben in dieser lachenden Freude neu zu erschauen, uns zu demselben ewigen Lachen durchzuringen, zur unsterblichen Freude, dagewesen zu sein.

(68) Menschending

Katastrophe des Menschen in einer wissenschaftlich-rationalen Welt: daß er sich nicht mehr in einer unmittelbaren Anschauung von Welt transzendieren kann. Mit dem Verlust des befreienden Blickes aber verliert er jenes dem Anderen Nach-Denken, das ihn früher ins Reich des Staunens führte. Umschnürt von einer selbstverständlich gewordenen Zweitwelt, von künstlichen Wänden umpanzert, wirft er sich entweder auf das System zerstreuer Ablenkungen oder in die Arme einer artifiziellen Selbstreproduktion bis hin zu Rauschmitteln aller Art.

Versöhnung wird zur Chimäre, Leben zur Strafe. Leben als vollzogene Negation des Mystischen ist das Resultat vollendeter Wissenschaftsratio. An diesem Punkt verknüpfen sich Ende und Wende der Neuzeit. Der Mensch, Ding unter Dingen werdend, verfährt mit sich nach deren Art, läßt sich in die willkürlichsten Zusammenhänge stellen, und stellt sich selbst dorthin. In der Produktion fremder Dinge erfährt er seine Selbstreproduktion als dingliche. Doch ein Wesen, das nicht Ding ist, und dennoch so zu leben gezwungen wird, muß den Widerspruch betäuben und ein Leben unter Betäubung führen.

Die unterirdischen Kanäle seines Bewußtseins treten an die Oberfläche: man erfährt seine Sexualität als einzige und letzte Art eines Geistigseins. Die Lust am Körper wird zur letzten Verifikation einer transzendenten: ein Anderes existiert, und wir zwingen es hernieder, in seiner dinglichen Ausschüttung wird es anerkannt und kultisch befolgt.

Zur vorletzten Freiheit des Menschen ist unterdessen die größte des Dinges geworden: bewegt zu sein. Die Symbiose von Mensch und Fahrzeug wird zur Inkarnation von Denken und zur Vorbereitung von Geist.

Immerhin, ein Ding, das an-dauernd unterwegs ist, ist ein besonderes Ding vor allen unbewegten. Es vollzieht den Kult an die Beweglichkeit des Urdinges. Mit der Erde bewegt sich das Universum, und wo alles auf der Flucht ist, wer möchte davon ausgenommen sein, in einer versöhnenden Flucht seinen Ding-Status transzendieren zu können?

Wovon wir flüchten ist das memento mori, das in jeder Kontemplation – Gegenteil der dinglichen Bewegung – als Eingangsbillett gezogen wird. Aber insgeheim wünscht sich der dingliche Mensch in die fluchtlosen Dinge der Erstwelt: die Gebirge und das Meer verehrt er und sucht sie auf, da an ihnen die flüchtende Bewegung zu harmonischer Rückkehr und unsterblicher Ruhe gekommen scheint. Der stets Bewegte wünscht gleichfalls ruhig zu scheinen vor den vielen unerträglich Bewegten, – ein einzig Ruhender vor all den Unruhigen.

(69) Desautomatisierung

Die alltägliche Erfahrung von Welt und Selbst ist als automatisierte Wiederholung im Prinzip und annäherungsweise sogar in der Realität: zeitlos. Kaum einer Sekunde bedürfen wir, um mit den Dingen und Handgriffen des täglichen Lebens, mit den Selbstverständlichkeiten und -vorurteilen unseres täglichen Denkens zurechtzukommen. Wie mit einem fertigen Resultat lebt der Alltagsmensch mit sich und der Welt zusammen. Einem Resultat, das uns so vollkommen erscheint oder so ausweglos, daß es immer nur wiederholt werden soll oder muß.

Die Kontemplation von Welt und Selbst, gerade auch als selbstreflexives Medium ästhetischer Betrachtung, ist dagegen der Versuch einer urgründlichen Desautomatisierung. Sich Zeit nehmen zu müssen, scheint die leichteste Vorbedingung dazu; Zeit nehmen zu können, die schwerste; und mit sezierend-assoziierendem Blick eine Rekonstruktion des Resultats zu versuchen, eine unbekannt und daher unerlaubte Verzeitlichung unserer gewohnten Sinnlichkeit.

Die Pfeilrichtung der desautomatisierten Wahrnehmung zielt auf unsere erste und unsere letzte Wahrnehmung. Sie ist die versuchte Utopie der Extreme, sowohl den Blick des Kindes wie zugleich den Blick des Greises aufzufinden. Denn nur am Anfang und am Ende tritt blitzhaft hervor, daß in jeder Wahrnehmung Wahrnehmung überhaupt.

Das Kind ist noch nicht ganz da, ist noch nicht welthaft, noch nicht von automatisierter Weltbegegnung umschient; und der Greis ist nicht mehr da, er löst die Bande der Automatisierung, und angesichts des Todes wird er fähig, in der Erinnerung alles Erblickte als Nichtwiederholbares und darin als unbegreiflich Unaussagbares anzunehmen. In der Distanz zum

eigenen In-der-Welt-Sein ruhen die Funktionen des Automaten, und dessen Benutzer wird sich als Benützer bewußt.

Wohl wird der automatisierte Mensch, und gerade der zum Greis gewordene, und gerade in dieser Zeit, die schon die Grundzüge der gesamten Lebenswelt zu automatisieren trachtet, an Kreisläufe normierter Tageszyklen gebunden. Aber was das äußere Überleben sichert, verhüllt nur die Ängste und Abgründe des inneren, die Exzesse der Erinnerung und Resumierung.

Allerdings stirbt der heutige Greis unter Umständen mit der Fernbedienung eines Fernsehapparates in der Hand. Er beschließt sein Leben mit den Sendeende einiger Dutzend Kanäle und verendet wie ein verlöschender Bildapparat: erinnerungslos, zeitlos, ein Fluchtpunkt unzählbarer Bildfolgen, ein scheinunsterbliches, Filmpanoptikum gewordenes Bewußtsein.

Während die desautomatisierende Kontemplation sagt: in der Zeit ist alles, nämlich unendlicher, nicht auszusprechender Sinn, sagt die automatisierte Wahrnehmung: in der Zeit ist eigentlich nichts, aber dafür eine rastlose Bewegung von nichts zu nichts. Also seien wir verweilungslos unterhalten, gleichgeschaltet mit dem Fluxus entleerter Zeit.

Während die automatisierte Wahrnehmung über ein Gebirgs Panorama in drei Sekunden hinweghuscht, träumt die desautomatisierte davon, die Genese des Gebirges durch die Jahrtausende zumindest im bildhaften Schema nachzuvollziehen. Während die eine ihr Dasein in der Welt als Selbstverständlichkeit abtut und darin gleichsam vergessen hat, vom Gipfel herab - und aus dem Augenblick heraussteigt, um zum nächsten zu eilen, bleibt die andere dem Rätsel ihres Daseins in der Welt ohnmächtig geöffnet.

Die eine ist vollendete Banalität, die andere das endlose Ende jeder Banalität. Die eine büßt die Verabsolutierung ihrer Endlichkeit durch eine Verwandlung in das unerfüllbare Band anorganischer Zeit; die andere ahnt sich als Unendlichkeit, aber dies nur gegen eine andere, unergreifbar umgrenzende Unendlichkeit.

Lebbar sind beide nicht, beide vereinzigt sind der Tod, die Unmöglichkeit eines irdisch-menschlichen Lebens. Aber beide in ewigem Wechsel ermöglichen einzig ein humanes Leben als alltägliches Rätsel.

Ästhetik und Kunst

(70) Jacob Isaacksz van Ruisdael, Ansicht von Haarlem mit den Bleichgründen (1670-73)

Vielleicht schon bald wird eine auratische Dankbarkeit für die Alte Malerei in uns einkehren, da sie allein in der Zukunft eine Welt zeigen wird, die als erste Welt, als vortechnologische, den Menschen begegnete.

Zwei Blicke sind in den alten Bildern untrennbar verknüpft: ein Weltblick und ein Manierblick. Letzterer verselbständigt sich in der abstrakten Malerei zu eigener Gegenständlichkeit. Mit der bloßen Geste eines Weltblicks beschreibt uns ein Blinder die Welt; sei es weil er sie schon zerstört erblickt, sei es, weil er meint, durch einen unwiederholbaren Manierblick eine neue Welt, der technologischen ungleich, erschaffen zu können. In beiden Fällen ist die Erfahrung eines irreversiblen Vergangenseins vorangegangen. Die kunstschaftende Vereinigung von traditionsbildendem Welt- und traditionsgebildetem Manierblick ist unwiederbringlich dahin.

Nicht diente einst der Manierblick dem Weltblick, nicht war Realismus der Endzweck vergangener Kunst. Denn das Resultat der Vereinigung beider war immer ein Bildblick, und damit eine gleichsam andere Welt. Nur diese zu erreichen, vereinigen sich die beiden, die für sich nur Handwerk und Praxis wären.

Das Bild ist die wunderliche Synthese von theoria und Leben, eine der extravagantesten Realisierungen des Begriffs. Hier vergißt er auf sein Denken, ruht sich aus und verliert sich in das Schauen eines mimetischen Blickes, in dem die beiden – Denken und Schauen – immerfort ineinander verschwinden.

So ist das Bild die vollendete Übersetzung des Weltblicks in den Manierblick. Die Manier ist wie eine Sprache, und diese ist so hoch wie ihre Übersetzungskraft. Ihre Höhe bemißt sich nach der Tiefe des Weltblicks, und dieser erfährt im kairos der Künste seine höchstmögliche Verbildlichung.

In der Musik traten Weltempfindung und individueller Satz an die Stelle von Weltblick und Manierblick, um das Ingenium ihrer Verbindung – etwa Mozarts – zu ermöglichen. Solange Musik im Ingenium webt, ist sie vom substantiellen Geist der Welt, und scheint ein umso tieferer, je mehr sie auf Weltinhaltlichkeit verzichtet.

Denn ihre Formen sind den Weltempfindungen immanent und deren vollendete Sprache und Übersetzung. Der ingeniöse Komponist erfindet noch mitten aus der Musik- und Weltempfindung zugleich. Erst später wird man zu Empfindungen passende Musiken suchen.

Weltblick und Manierblick traten zuletzt in Photographie und Malerei der Undinge auseinander. Welt- und Töneempfindung trennen sich in Unterhaltungs- und Neue Kunstmusik. Jene fotografiert Gefühle in stereotyper Manier, diese differenziert ihre inhaltslos gewordenen Manieren unendlich in sich fort. Jene entgrenzt sich zum Weltklischee, diese zum gegenständlichen Schweigen. Videoclip hier, musikalische Grafik dort: die Artefakte einer Explosion.

(71) Großinquisitor

Die schwache Menschheit mit einer überstarken Wahrheit überfordert zu haben, bezichtigt Dostojewskis Großinquisitor den auf die Erde zurückgekehrten Christus. Und dieser antwortet dem jesuitischen Scharfsinn mit einem Kuß ohne Wort und Erklärung.

Spätestens heute fragen wir uns, ob die beklagte Wahrheit, sofern sie die totale Selbstverleugnung des Individuums forderte, nicht von Anfang an einer doppelten Aporie verfiel. Einer Undurchführbarkeit, gegen die sie sich durch Jenseitskompensation immunisiert hatte.

Der einzige Weg zur Wahrheit kollidierte einmal mit der selbsterhaltenden Daseinsverdrängung des Menschen und jedes Lebewesens überhaupt. Auch die Schritte der Jünger töteten Ameisen, und ihre Wege verließen die Wege anderer. Zum anderen kollidiert sie mit ihrer Verallgemeinerung in Mission und Institution. Die Wächter der Selbstverleugnung dürfen sich als Wächter nicht mehr selbst verleugnen, sonst verleugneten sie die Institutionalisierbarkeit ihrer Wahrheit.

Teilt der schweigende Kuß des Christus an die Stirn des Großinquisitors diese Einsicht mit? Nimmt er das Scheitern jeder endgültig affirmativen Heilsgeschichte in der eigenen als der Urgeschichte des Scheiterns vorweg? Und am Ende der Neuzeit würde uns nun die Krone des Scheiterns aufgesetzt? Würde uns der endgültig wahre Inhalt der Wahrheit offenbart?

Über hundert Jahre nach des Großinquisitors romanhaftem Erscheinen wären die von ihm geforderten Wunder und vom Rationalitätsfernen

Dostojewski geglaubten Heilsvorstellungen endgültig ungeeignet, das katholische Herrschaftsprogramm zu revitalisieren.

In Jury Mamlejew's Roman „Die letzte Komödie“ erscheint eine Christusgestalt, deren Wunder an der veränderten Welt des 20. Jahrhunderts wie sinnlose Kraftübungen abprallen. Er erweckt tote Hunde und Katzen und erntet Hohn und Spott der Kinderlein, die jedes auferweckte Tier sogleich nach seiner Auferstehung wieder massakrieren.

War jener wortlose Kuß ein Abschiedskuß, - gegen Dostojewskis sehnsüchtige Absicht?

Und wer unter den Künftigen könnte, nach allem was den Nachfahren der Brüder Karamasow in unserem Jahrhundert widerfahren ist, noch glauben, daß das Verschwinden des Verschwundenen dem kommenden Geist Raum machte? Oder kommt dieser neue Geist nur unter unsäglichen Qualen und Opfern zu uns? Nur unter einer schier endlosen Abdankung des alten? Und wenn wir seinen abdankenden Gestalten genug abgedankt haben werden, wird dann in nicht mehr abzdankenden das Antlitz des neuen Äons erscheinen?

(72) Bild und Weltbedeutung

Bilder, die sich selbst als symbolische anzeigen - Hieronymus Bosch als erster Ikonograph des Schreckens von Welt - zwingen uns durch einen außerästhetischen linguistic turn die Frage nach der Bedeutung des dargestellten Bildinhaltes auf. Dagegen verweisen die ästhetischen - gegenständliche wie abstrakte - ebenso auf sich wie auf einen Inhalt, der sie transzendiert. Ihr angestrebtes Ideal verheißt jenen Fall von erfülltem Augenblick, in dem die Bedeutung des Gesehenen nirgends den Akt des Sehens übersteigt.

Dennoch war bei gegenständlicher Kunst die Frage nach der Bedeutung der dargestellten Welt immer mit im Diskurs zwischen Bild und Betrachter. Aber diese Frage war angesichts der Beschränktheit jedes Bildes immer zugleich zu weit gestellt wie auch ebenso rigide beantwortet.

Denn der bildermachende Geist bewies sich in jedem Bild die Überzeugung, daß auch dort, wo die weiteren Fragen an ihrem Ort abgehandelt werden, etwa in Philosophie und Wissenschaft, nicht weiter zu kommen sei als bis zur Erkenntnis, daß die Bedeutung der Welt sich für uns zuletzt darin erschöpfe, aus unerfindlichem Grund betrachtende

Wesen hervorgebracht zu haben, die nach der Bedeutung von Welt fragen müssen.

Die alte gegenständliche Kunst nahm dies positiv, freute sich darüber und tilgte als bildgewordene Theodizee das Negative auf der Suche nach dem reflexionslos verklärten Augenblick. Die abstrakte ist über die letzte Antwort beleidigt und unnachgiebig versucht, durch unendliche Reflexion eine andere zu erzwingen. Die alte Kunst begnügte sich mit dem schönen Schein einer grundlos gegründeten Welt. Die neue möchte sich als absoluten Grund einer neuen setzen. Die alte versucht das Leben selbst als Traum zu deuten, die neue ihre Träume als neue Lebenswelt.

Musik

(73) Stigma der Beliebigkeit

Der Komponist sogenannter Gemäßigter Moderne – immer schon ein Apostel künftiger Postmoderne – schreibt Sinfonien, Opern, Sonaten, Lieder, als stünde die Geschichte der Musik seit hundert Jahren still. Begründung: im Absturz von Reihen- und Zufallsmusik sei auch das Konzept einer neuen Sprache Neuer Musik zu Bruch geborsten und als Illusion verpufft.

Wer sonst daher berufen zum einzig verbliebenen Fortsetzer der verschütteten Tradition, zum geschichtlich notwendigen Wiederanknüpfer am abendländischen Teppich großer Kunstmusik? Wer sonst könnte dem Paradigma des europäischen Genies Wege des Überlebens eröffnen? Also gilt es standzuhalten, - auch gegen die bedrückendsten Hypotheken der Geschichte.

Denn als weiterknüpfender Tonsetzer sieht und hört sich der gemäßigt moderne Komponist sogleich der Peinlichkeit ausgesetzt, in Melodie machen zu müssen. Noch einmal soll die Diaspora abgebrauchter Töne zu einer unverwechselbaren Einheit verbunden und ihr individueller Name im mimetischen Gedächtnis des Kollektivs sprachlos nachvollzogen werden.

Noch einmal soll das Kunstglück auferstehen: eine durch sich selbst verständliche Tonrede als Sprache des Unaussagbaren von Welt und Selbst. Als wäre nicht jede rational geführte Klangrede längst ins hoffnungslos Geistlose gesunken, der Produktionsmaschine des Marktes zu

endlosem Fraß ausgeliefert und in den säkularen Exkrementen von Schlager, Hit und Sound verendet.

Der unser sein wollende Musikkomponist sucht die maßvolle Mitte aller Extreme. Er ist überzeugt, die Diaspora der Töne sei nicht das Resultat ihres jahrhundertewährenden Verbrauchs als Ausdrucksmittel, sondern die Fortschrittsstufe eines gesteigerten und sich endlos weiter steigernden Ausdruckswillens. Jede Verbrauchtheit daher Schein und leicht korrigierbar durch die Macht eines unverbrauchbar Originären, - Verbrauch und Korrektur in der unbeschränkten Verfügungsgewalt des großen Einzelnen.

Als ein Dieser übernimmt er in Selbstauftrag und eklektischen Synthesen das Erbe der historisch gewordenen Stilnegationen, um eine neue Schule zeitgenössischer Stilgeläufigkeit auszumitteln. Hundertmal in der Woche mag er sich und seinem zweifelnden Unbewußten und auch seinem fiktiven Publikum durch vorgeschickte Wasserträger – Pädagogen, Kritiker, Wissenschaftler – einreden, er singe die insgeheim einzig mögliche Kunstmusiksprache seiner Zeit. Zwar seien seine Melodien selten ungestützt nachsingbar und gedächtnisunfähig fürs Ohr vielleicht immer. Aber hoffte nicht auch Webern auf eine neue Pfeifkunst seines Briefträgers?

Verständlich sein Glaube, im Status künftiger Größe zu schaffen und mit Synthesen einer nulldimensionalen Mitte, *more geometrico* zwischen Strawinsky und Schönberg, die logische Magie der auratischen Melodie fortsetzen zu können. Ein Glaube, erkaufte zu hohem Preis: der Versuch, die zerstreuten Scherben des zerbrochenen Naturbildes neu alt zusammzusetzen und als Einfall musikalischen Erlebnisflusses zu suggerieren, muß in absurder Arbeit verenden.

Unter die vielen Don Quichotes der Gegenwart eingereiht, hält er die pseudoklassisch gewordenen Verfallsstufen der Kunstmusik für die besiegten Windmühlen ihrer Autonomie unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts. Unerkannt gehen die Schatten seines eigenen Wesens an ihm vorüber: die auseinandergejagten Gesten und Tonworte sind das Protokoll der vollzogenen Auflösung jenes Kunstsubjektes, das noch bis 1870 ohne Reflexion und Negation des musikgeschichtlichen Kontinuums Werke wie meisterliche Früchte in die Welt fallen ließ.

Die neue Melodie alter Töne aber ist todtraurig ernst, weil von austauschbarer Beliebigkeit ihrer Worte. Daß hier nichts unmittelbar, ist unmittelbar zu hören, nichts einfach, einfach klar und nichtig. Daß dem Koch die Materialien unter den Händen zerronnen sind, dessen ist man sich im Speisesaal des geschmacklos, weil konsenslos gewordenen

Geschmacks unmittelbar gewiß; ob nun avantgard, gemäßigt, klassisch, jazzig, volkstümlich oder sonstwie unterhaltsam gespeist wird.

Aber wer sagt es einem Dickschädel von Koch? Wer befreit ihn aus seiner Nähe zu sich und seinem Tun? Weiß der Tote von seinem Tod? Glauben wir unserem Unglauben? – Kein einfaches Leben in der Diaspora abgebrauchter Tonworte. Also ab in das Panoptikum präparierter Geräusche? Oder auf in die nackt verständliche Freikörperkultur des Hits? – Was tat Odysseus zwischen Skylla und Charybdis?

(74) Obertonreihe

Die Akustik des 20. Jahrhunderts betrachtet das Phänomen der Obertonreihe unter der paradigmatischen Weltgleichung spätneuzeitlicher Naturwissenschaft: Realität=Materialität. Unter Ausblendung der Differenz von Was und Daß, wird die kaum mehr bewußte Liquidierung der Frage nach dem zureichenden Grund der Wirklichkeit des Phänomens stillschweigend tabuisiert. Und um den totalen Wirklichkeitsverlust zu kompensieren, stürzt sich die unentwegt spezialisierende Akustik in eine Überproduktion von Scheinmodellen einer beliebig züchtbaren Beobachtungsrealität.

Zunächst ging das einheitliche Wesen des Phänomens verloren: es fand sich in den physikalischen Labors zu einem beliebig erweiterbaren Chaos von Beobachtungsmaterialien präpariert. Seine Fortexistenz in der Sprache der Wissenschaft als „Die Obertonreihe“ hat die Funktion des in alten Schlössern nicht sterben könnenden Gespenstes.

Man glaubt noch vom Selben – vom guten alten Wesen- miteinander zu reden, aber auch dieser Glaube muß stets neu geglaubt werden. Ohne diesen fiktiven Glauben aber kämen die Anerkennungskämpfe der Forschergemeinschaft sofort zu tödlichem Stillstand.

Unterdessen wird das Feld wesensganzer Wirklichkeit von den unsterblichen Pythagoräern besetzt, um durch exquisiten Zahlenfetischismus der Reflexion des Begriffs auch außerhalb des anerkannten Wissenschaftsbetriebes den Garaus zu machen.

Zu schlechter Letzt bleiben die sachtentscheidenden Fragefelder in Sachen Obertonreihe ausgegrenzt. 1.) Warum ist sie so, wie sie ist? Eine Frage,

die durch die ihr folgende beantwortbar wäre: 2.) Wo ist sie so, wie sie ist? Etwa allein in physikalisch bestimmter Materie; womit jegliches Bewußtsein der Obertonreihe liquidiert wäre zum materiellen Reflex zugeordneter Gehirnprozesse. Oder in den Räumen aktiven Bewußteins; womit freilich die physisch bestimmte Bewegung der Materie immer schon als transformierte Erscheinung eines über Ich und Natur übergreifenden und vermittelnden Kurationsaktes begriffen würde.

Aber mythisch geworden ist für uns eine Zeit, die meinen konnte und mußte, untrügliche Symbole der Kurationsakte zu besitzen. Die platonische Idealität von Keplers Kreis gewährte die Begründung auch alles Akustischen und Musikalischen der klingenden natura naturata. Aber Symbol ist Symbol, nicht dessen Geist als Geist, nicht der Akt der Wirklichkeit selbst.

Einst gab es nur göttliche Akte und deren Erscheinungen, heute nur mehr Dinge und deren Vor- und Nachdinge. Und im bedingten Prozeß der Dinge sei das Unbedingte ein zu suchendes Erstes oder Letztes Ding.

So erscheint uns die Obertonreihe als ein Ding, das Resultat einer Kette von Dingen sei: Saite, Luft, Gehör, Gehirn, - komprimiert in einem Ding namens Schall, das in eigener Materie präsidiert, in undurchschauter Identität mit ihrer Wellenform an den physischen Substraten.

Und an dieser Wellenform der Schwingungen hakt die Krallen der Forschung ein. Das Phänomen scheint vollständig Beute geworden, ein völlig berechenbares Machtfeld, vor dessen Formellabyrinth die Frage nach dem Warum und Sosein des Phänomens einem bereits archaischen Bewußtsein anzugehören scheint. Aber ein bevollmächtigtes Phänomen ohne ermächtigenden Grund ist wie ein Ding mit Willen begabt. Im Idol des atomar strukturierten Dingwillens geschieht der endnezeitliche Umschlag von Szientismus in Mythos – ein Mythos ohne Götter, ein Schall ohne Pan, eine Kreation ohne Sinn.

(75) Gustav Mahler, Neunte Sinfonie, Adagio (1908/09)

Als möchte Musik mit ätherisch gewordenem Körper in die Transzendenz hinübersteigen. Und im Überstieg den Zusammenbruch erkennend, beugt sie sich in einer auch musikalisch kaum noch auszusprechenden Gebärde der Demut, um darin zu verlöschen. Anerkennung des Ratschlusses der Göttin, daß es zu Ende, vorbei mit dem schönen Gesang aus dem Herzen der Idee. Der Conductus der ars antiqua ist wieder erreicht, - als

letztmöglicher, verklärender Grabgesang der ausgesungenen Polyphonie abendländischer Musik.

Scheinbar antithetisch widersprechend die chaotisch kämpfenden Sätze. Ein letzter Sturz durch die Zeit der Musik, eine in irrer Suche zerfahrende Erfahrung, ein verzweifelt Aufbäumen gegen Wüste und Tod. Gegen die Einsicht, daß Weiterfahrt unmöglich, die Form erloschen, die Wege blind, die Gesten zerbrochen, das Labyrinth ohne Faden und zugemauert ist.

In diesem Augenblick weltgeschichtlicher Wende zerfällt der schöne Schein von Kunst. Aus den Ruinen steigt das Gedächtnis des Gewesenen herauf und wiederholt – noch nicht erkennend – die Taten der Göttin als musikgewordene Transzendenz.

(76) Musikalische Notation

Notationsweise und Schriftbild der traditionellen Musik waren das Paradox eines Hörbildes. Eine rationale Symbolschrift ermöglichte ein anschauliches Hören und ein hörbares Anschauen. Zwischen Hörbild und Schaubild vermittelte eine Schrift, die als mimetische Hieroglyphe die bevorzugt nach innen hörenden Komponisten befähigte, dem Diktat zu folgen und die Geschichte des Mythos Musik aufzuzeichnen.

Die Notation setzte eine Klangfolge ins Bild, die selbst Bild und damit Abbild war. Keineswegs der Inhalt selbst: gegen Hanslicks mit sich spielende Form als einzigem Inhalt der Musik, sondern dessen unabtrennbare Darstellung. Aber auch nicht intentional tauschbares Zeichen: gegen die naive Hermeneutik einer unmittelbaren Klangsprache der Gefühle, sondern deren zunehmend nominalistisch benennende Darstellung. Daher der unübersetzbare Geist großer Musik.

Im Paradox einer Zeichenschrift von rationaler Numinosität vermochten die verschiedenen Epochen *ein* Schriftleben und *eine* Schrifttradition als Medium *einer* Kunstmusik auszubilden und die Vorläufer Neume, Griffabelle und geometrische Figur zu überwinden. Notenschrift als Zeichenfilm eines Klanggeschehens, Bilderfolge eines bildlosen Seelenprozesses. Wie die Klänge zu dem, was sie darstellen, verhielt sich das Schriftbild zum Hörbild begrifflos mimetisch.

Diese begrifflose Mimesis eines innenperspektivischen Vorstellungsraumes – der Antike unbekannt – ist heute als musikalisch-apriorischer Anschauungsraum die transzendente Ermöglichung eines epochenübergreifend verstehenden Lesens von Musik, das keines von

Bildern und keines von Worten ist. An die Stelle des beendeten Diktats tritt die zusammenschauende und –hörende Lektüre der Komposition Musikgeschichte.

Gebunden an die präreflexive Synthesis von Schrift und Klang entwickelte sich über Jahrhunderte ein verbindlicher Gestaltenreigen: Organon der rhythmisch-metrischen und harmonisch-melodischen Paradigmen mehrstimmiger Musik. Die Entfaltung der musikalischen Formenwelt war untrennbar von deren Beschreibbarkeit im Spiegel der Schriftreflexion.

Im Spiegel der Schrift vollzog die abendländische Musik ihre permanente Selbstreflexion und –revolution. Nur in diesem Medium konnte sie überregionale und übernationale Kriterien für richtig und falsch, eigen und fremd, gut und schlecht, neu und verraucht, original und epigonal, kanonisieren.

Die Illusion einer Fortsetzbarkeit großer Musik im 20. Jahrhundert verdankt sich nicht zuletzt der magischen Suggestion jener hieroglyphisch bildlosen Bilderschrift aus mehrhundertjähriger Tradition. Im Zeitalter der totalen Zweckrationalisierung und Mechanisierung der Wortsprachen scheint eine transbegriffliche und gleichwohl verbindliche Notenschrift der letzte auratisch-hermetische Ort zu sein, an dem an den Quellen unverfälschten Geistes zu trinken wäre.

Das Stigma ästhetischer Auserwähltheit entzündet sich zuletzt am Zeichen als Zeichen. Gebeugt über die magischen fünf Zeilen, deren leere Geraden einer Spur ins Unendliche gleichen, und deren Liniensystem ein Seismogramm aller möglichen Melancholien und deren Tröstung verspricht, findet sich der moderne Komponist wie durch Zauberschlag in die Wolke unerreichbarer Zweifellosigkeit versetzt.

Im unverletzbaren Totenreich der Töne beschwört er sich unbemerkt als Tempelschreiber eines unvergänglichen Geistes von Kunst. Bis zuletzt in der verlassenen Pyramide ausharrend als unsterblicher Künder eines sich hörenden Innenlebens großer Musik, aber zuallerletzt doch nur ein selbsternannter Retter der längst mumifizierten, musiklos gewordenen Seele.

Denn die unerbittliche Moderne zwang ihn ohne Ausweg, der Spur grenzenloser Innovation folgend, die Schrift zu zerstören, die Zeichen zu löschen, die Bildinhalte unkenntlich zu machen und den Gesang zu zerschreien. Verzweifelt versucht er in seine experimentellen Privatschriften den magischen Habitus des alten Graveurs herüberzuretten.

Aber die nackten Konzeptschriften seiner graphischen Notationen erfassen Klänge nur mehr im Augenblick, da die ewige Seele deren gestaltete Zeiträume längst verlassen hat: Geist verzogen, Adresse unbekannt.

Dem aber, der sich der Moderne postmodern entziehen möchte, bleibt von der alten göttlichen Mimesis die Geste des Aufschreibens. Er ist wie einer, der den verlorengegangenen Glauben zu retten versucht, indem er die heiligen Schriftzeichen immer wieder abschreibt, in immer neue sinnlose Bücher.

(77) Johann Sebastian Bach, C-Dur-Invention, zweistimmig (1723)

Die Komposition als Spiegelsaal, darin ein Labyrinth von Spiegeln, aber unter der vorausweisenden Größe Bachs teleologisch geordnet, ein Anfangen, dem das Ende eingeschrieben, ein Zug zu Höhepunkten und Wenden, die als immer aufhebbare Enden zugleich wieder anfangsfähig erscheinen. Im abstrakten Formenvergleich gesprochen: die genaue Mitte zwischen der Wiederholungs-Idiotie der minimal music und der Nichtwiederholungs-Nekrophilie der seriellen Musik.

Die permanente Rückkehr des tonalen Selbstes und zugleich als ein Anderes war als Werkgestalt möglich, weil die Idee von Werk Ganzheit auch noch außerhalb des einzelnen Stückes schwebte, als Werkheit des vorindividuellen Werkmeisters. Aber mit jedem gelungenen Stück rückte die Grenze der Werkheit näher an das Einzelstück heran, und im ausgehörten Sterben der barocken Spiegelung wird bereits der kommenden Stimme sich durchführender Autonomie nachgehört.

Schon das Thema, ja bereits das Motiv, ist ein Produkt der allseitigen Spiegelung. Die diatonische Figur der ersten drei Töne wird in die Gegenfigur der nächsten vier Töne reflektiert, aber deren Dagegensein ist noch verpuppt, als eine leichte, wie schwerelose Variation, ein Unterschied, der nicht als Unterschied bestehen will. Daher die Eintönigkeit Bachscher Musik für das durch die späteren Sensationsunterschiede abgestumpfte Ohr.

Als hätten wir Unterhaltungsmusik des 18. Jahrhunderts vor uns, einen bloßen Kokon künftiger Kunstmusik. – Noch bedeutet Durchführen: durch nie und überall endende Spiegelräume führen, noch nicht: Verarbeiten durch Teilung in Elemente und deren sich von sich ableitende Entwicklung. Noch ist Spiel, nicht Arbeit, noch göttliche Huld, nicht erschöpfender Kampf um Anerkennung unverwechselbarer Individualität angesagt.

Unangetastet ruht das Substrat in sich, und alle Teilungen und Ableitungen sind nur Schein, - sind letztlich unsere geschichtsmächtige Rückprojektion, keineswegs bewußt komponierter ästhetischer Schein. Der Schein ist noch der wirkliche des Materials, die Identität der Gestalt ist eine scheinhafte Naturnotwendigkeit, eine sich in sich spiegelnde Selbstdifferenzierung der Tonalität. Musik, die noch nicht ihr Schicksal und Durchführung nur als Vorführung kennt. Aber Bach ist dort am größten, wo er das dialektische Entwickeln historisch antizipiert und zugleich als überwundenes Moment integriert.

Daher nichts verkehrter, als Bach ein motivisch-thematisches Denken à la Beethoven zu unterstellen. Daß es in Bachs Musik hineinprojiziert werden kann und vielleicht mußte, um sich für die bürgerliche Hybris eines verabsolutierten motivisch-thematischen Denkens die Legitimation einer historischen Genese zu verschaffen, war ebenso unausweichlich wie der Preis dafür: die heilige Kindheit Bachscher Musik ist uns auf diesem Weg unzugänglich geworden.

Bachs Veränderungen der Wiederholung sind die unmittelbar scheinhaften des Spiegels, noch nicht wirkliche, noch kaum ästhetische Veränderungen, noch nicht die apparition des Sich-Anders-Werdens der bürgerlichen Autonomiesubstanz.

Auch die Tonarten spiegeln sich noch ineinander: im vorgegebenen Durchlauf des Tonartenkreises wird das Substrat melodisch-harmonisch gespiegelt, indem es in den verschiedenen Lagen der Skala und des oktavierten Tonraumes unverändert ergriffen wird. Einfaches und Vielfaches von Verdoppelung und Halbierung der Maßwerte und Dauerverhältnisse umgrenzen die rhythmische Spiegelung. Figur und Gegenfigur sind durch die einfachste Ableitung der Welt ineinander enthalten: die immanente Symmetrie und Abbildung gibt die Selbstantwort einer im Voraus gewußten Frage.

Hier ist die Wahrheit der Musik als Kunst noch ganz Spiel mit sich selbst, bei Bach bekanntlich zugleich ein Spiel vor und für Gott. Seine unwiederholbare Unschuld verbürgt seine authentische Unwiederholbarkeit, - als könnten wir niemals in die schuldhafte Intention nach originaler Genialität geraten.

Das Kind, das Musik insgeheim immer bleiben wollte und in der Unterhaltungsmusik des 20. Jahrhunderts - zu spät - wieder geworden ist, starb eines natürlichen - geschichtlichen - Todes.

(78) Franz Schubert, Der Tod und das Mädchen, Andante con moto (1824)

In der Monade des Melodiewortes sind jene unaussprechlichen Sätze enthalten, die es uns ermöglichen, die Individuation des Gebildes mimetisch zu verstehen. Befänden wir uns am Ort dieser individuellen Vorsehung, könnten wir diese und ihre Mimesis in Urteil überführen und in einer Sprache der Namen die ästhetische Erscheinung nachsprechen.

Sätze eines magischen Zusammenhanges, die in unbekannter Exaktheit die Vereinigung von äußerer und ihrer Form im Zirkelschlag vorausbedenken. In dieser Vereinigung von äußerer Form – Lagenbewegung und architektonische Dauer der Melodie, Klangfarbe und Dynamik – und innerer Form – Synthese von Harmonie und Rhythmus –, wird die Klangmaterie, die auch bei Schubert noch eine sprachallgemein vorgeformte ist, individuell signiert.

Aus dem individuellen Begriff des monadischen Melodiewortes wäre die individuelle Notwendigkeit einzusehen und mit begreifendem Bewußtsein einzuhören: daß *diese* Harmoniefolge eben *diese* Rhythmisierung, und *dieser* Rhythmus eben *diese* Harmoniefolge bedingt, und deren Vereinigung genau in *dieser* äußeren Melodiebewegung und architektonische Dauer erfolgen muß.

Bei Schubert ist die Notwendigkeit der Individuation noch ganz in das Innere versteckt. Noch vermag sich Musik ihrer Einzigartigkeit auch zu schämen, - eine Erinnerung an das Theologumenon, wonach Einzigartigkeit allein Gott zukomme.

Im Ganzen des musikgeschichtlichen Entwicklungsprozesses aber ist dies der Moment seines kairos: dessen Entäußerung in eine individualisierbare Klangmaterie. Denn diese Individuation wird nicht erfunden, sie wird im inneren Erlebnisstrom vorgefunden. In den Namen der Einzigartigkeit ihrer Gebilde ist die ewige Aura der großen Werke verborgen, bislang zugänglich nur unter dem Ähnlichkeitstabu. Unter einem System von Urteilen vielleicht nie oder doch in ferner Zukunft, in einer durch die begriffene Geschichte der Musik vermittelten Erfahrung ihrer Erfahrung.

Betrachten wir bei Schubert die einzelnen Parameter für sich, so hören und sehen wir nur deren normierte Vorformung. In nichts widerspricht der tonale Komponist den nomoi des Satzes. – Er verhält sich wie jeder Mensch, der über die Straße geht und dabei die Gesetze der Schwerkraft, des Schrittes, der Atmung, der Sitte und Polizei befolgt, und der dennoch alle diese Momente auf eine unvergleichliche Weise zu einer einzigartigen

Erfahrung verbindet. Ohne Zweifel auch zu dem Zweck, jenen Elementen ein memento mori, ein Opferwort, ein - angesichts des Todes - melancholiegesättigtes Dankeschön zu sagen.

In der geschichtlichen Entäußerung des monadischen Melodiewortes aber hauchte Musik ihren großen Kunst-Atem aus und wurde zuletzt umso schöner, je mehr sich ihr Gang dem Ende näherte.

Wie keine andere der noch normgeborenen Kunstmusik weiß jene von Schubert um ihr Schicksal. Wir hören dieses Wissen in der noch unübersetzbaren Ursprache ihres Melodiewortes.

(79) Unbemerker Ausstieg

Der strenge Satz ist in Ursprung und Wesen reiner Vokalsatz. Dieser knüpfte das harmonische Feld der organisierten Mehrstimmigkeit an ein Regelwerk des geringsten stimmführungsmäßigen Widerstandes: Bedingung der Möglichkeit eines musikalischen Kollektivs Singender.

Die Befreiung der Musik zu autonomer Kunst erbrachte deren doppelte Instrumentalisierung: Verabsolutierung der Formbewegung und zugleich deren Gegenteil: Relativierung als eines bloßen Mittels für Unterhaltungszwecke.

Befreit zur säkularisierten Instrumentalmusik, befreit sie sich auch von sich selbst, von ihrem Innersten, vom kollektiv gebundenen Gesang. Darüber zerbrach die Kadenz, die innere Vernunftform musikalischer Sinnlichkeit. Auf dem Höhepunkt der Befreiung, in der absoluten Musik des Bürgertums, begann der Ausstieg unserer Sinnlichkeit aus der musikalischen.

Der Tonsatz von Klischees, den die Unterhaltungsmusik pseudokultiviert, ist der Abbruch des Zusammenbruchs. Die Ausdrucksmittel des Satzes sind verschieben und objektiv Ausdruck des Nichts geworden, aber sie unterhalten noch: als Zeitfüllsel, nicht mehr als Zeitgestalt. Der Klischee-Satz ist nicht weniger über die musikalische Sinnlichkeit hinaus wie der vollständig befreite, satzlose Satz der seriell-aleatorischen Musik.

Rührend unser Glaube, durch Einschaltung von technologischen Mitteln und Institutionen – IRCAM – der absolut zertrümmerten Sprache eine neue Gemeinde verschaffen zu können.

(80) Allfingermelodie

Ravel, Debussy: Klangfeldmelodie, worin die alte, ohnehin fragmentiert, nur mehr als Mittel zum Zweck, ein beliebig einsetzbares Movens, rasch und wie improvisiert die Mosaik der Klangfelder zu wechseln. Ravel pflegt sie auch als nicht-zitierendes Zitat und Debussy wendet sich oft erst im letzten Augenblick von der schon banalisierten tonalen Wendung ab.

Beide erreichten den absolut freien Klaviersatz, in dem der Unterschied von Begleitkörper und Melodiegeist aufgehoben und verschwunden ist. Nun sind alle Klänge aller Finger eine Melodie, sie hat kein Oben und kein Unten mehr, kein Außen und Innen, keinen Körper und keinen Kopf mehr, sie ist schon die bindingslos frei bewegte Klangmasse. Eben damit gerät sie heillos in Widerspruch mit der Sprache und Grammatik, die sie verwendet: Tonalität und tonaler Satz.

Wie der homophone Unterschied von Begleitkörper und Melodiekonzentrat die Struktur des polyphonen Vokalsatzes allmählich auflöste, so löst sich mit der allfingrigen Melodie gleichfalls die Tonalität und ihr Satz auf. Also hätte nun die große Zeit eines freien atonalen Klaviersatzes beginnen müssen? Die Unmöglichkeit dodekaphoner Virtuosität und Improvisation am Klavier ist zugleich die Grenze wirklich absoluter Musik. Das Geschwafel über die „Befreiung der Musik“ im 20. Jahrhundert erweist sich von dürftiger Logik und als Jubel musikologischer Dummheit.

(81) Zeit ohne Rhythmus

Musikalischer Rhythmus suggeriert die Zählbarkeit von Zeit. Die zu Klängen gleichsam materialisierten Dauern erscheinen wie vorausliegende Substrate, als Stücke der Zeit selbst, und die rhythmischen Maße scheinen die Zeit selbst zu messen. Doch werden nur die Dauern von Klängen gemessen und zu Verhältnissen proportioniert. Vergleiche man die Zeit einem Strom, so würde jeder weggenommene Eimer Wasser der Zeit zugleich nicht fehlen, der wegnehmende Akt sie nicht einmal berühren. Andernfalls wäre sie nicht Kontinuum, sondern ein aus Diskreta zusammengesetztes Aggregat.

Mit Strawinsky zu glauben, rhythmische Ordnungen gäben der Zeit selbst eine Ordnung, prolongiert den alten Irrtum, die Zeit sei eine Ordnung zwischen den Dingen oder gar in einer ansichseienden Struktur der Dinge fundiert. Niemals erfahren wir die Zeit selbst, immer nur vorgeschobene Surrogate ihres unbekanntes Wesens.

Die Wolken ziehen dahin, für unseren Blick ohne Zweifel in der Zeit, aber jenseits unseres Blickmediums vielleicht anders. Gleich wie uns die Erde unter den fliegenden Wolken unbewegt erscheint und niemals im Blick unseres Wissens, das von einer ungeheuren Geschwindigkeit ihrer Bewegung weiß.

Zeit als absolutes Kontinuum geht im Ende der Zeiten nicht aufhörend zu Ende. Sie wird ihr verborgenes Inneres nach außen kehren, wird verschwunden sein und dadurch endgültig da.

(82) Johann Sebastian Bach, Französische Suite, c-Moll, Allemande (1722/23)

Hier war und ist Adornos gesuchtes integrales Ganzes, in dem alle Momente gleich nahe zum Mittelpunkt stehen. Zeit wird zur Erinnerung ihrer selbst: versetzt in die Mitte eines Saales voller Spiegel, bewegt sich um uns das Bild unserer musikalischen Identität auf gleichsam unbewegte Weise. Aber nicht einer motivisch-thematischen Arbeit, nicht einer integralen Durchkonstruktion, sondern einer unbegreiflich differenzierenden Spiegelung, einer Wiederholung, der ihre Variation untrennbar, verdankt sich die zeitliche und sinnliche Äquidistanz der Momente.

Schon nach wenigen Takten wissen wir kaum noch, was am Anfang geschah, und erwarten auch kein voraushörbares Ende. So könnte es unendlich weitergehen, denn wir sind in jedem Augenblick im Zentrum, in der Sinnmitte eines Ganzen, das darum unsere ganze Sinnlichkeit umfaßt und sich seinen Teilen gänzlich mitteilt. Dies das Vegetabilische und anorganisch Barocke an Bachs Musik.

Doch opponiert sie, und darin ihre einzigartige Größe, gegen ihr Allgemeines, offen und versteckt, gegen das manufakturale Prinzip barocker Identität und stellt die Spiegelreihen teleologisch um. Die Töne beginnen von einer unumkehrbaren Prozeßsprache zu träumen. Daher ist ihr Ganzes nicht gänzlich in den Teilen verschwunden, sondern vernehmbar als übergreifendes Organist. So gewann Musik ihre monadische Innerlichkeit von autonomen Gnaden, als Bedingung für eine sich durch sich gestaltende Organizität.

Aber dennoch geschieht die Evolution der Momente bei Bach zugleich noch durch einen Evolutionär, der an das Arsenal seiner sprechenden Spiegelfiguren gebunden bleibt. Der durch kleinste quantitative

Differenzen eine Gestalt variiert, die ihn freilich bereits als Inbild thematischer Ganzheit qualitativ fasziniert.

Die barocken Prozesse musikalischer Zeitgestaltung laufen in sich zurück, und wir gehen im Kreis um ihre Artefakte herum, Stück für Stück weiterschreitend und doch nicht von der Stelle rückend. Obwohl Variation und Wiederholung ständig vor unseren Ohren getrennt werden, erfassen wir kaum mehr als deren wiedererkennbare Ungetrenntheit. Das Identische - einmal Rhythmus, einmal Harmonie - gestaltet die Spiegelung erkennbar, aber die Andersheit in der Entwicklung der Momente wird nur unbewußt wahrgenommen.

Eine und dieselbe rhythmische Figur trifft auf verschiedene harmonische Bestimmungen, verschiedene melodische Lagen, verschiedene architektonische Funktionen: wer vermöchte dies perspektivisch bis ins monadische Zentrum zurück wahrzunehmen? Und wenn er es auch vermöchte, wozu könnte es ihm dienen? Wer es vermöchte, sähe und hörte doch nur den Werkmeister, erkannte, wie er den Baum zum Tisch hobelt, sähe die Späne, aber nicht die Form in der logischen Genese ihrer nur fühlbaren Bedeutungen.

(83) Gustav Mahler, Neunte Sinfonie, letzter Satz (1908/09)

Lauterste Beschwörung der verstummenden Unendlichkeit. Eine Melodie, die unendlich absteigen möchte, unendlich weinen, unendlich die Geste des Abschieds wiederholen. Bis zum zerreißendsten Schmerz singt sie die Erkenntnis, daß der Musik eine schönere Geliebte als die neuzeitliche Tonalität nicht mehr begegnen wird. So kehrt sie am Ende in das Negativ des gregorianischen Chorals zurück, als gäbe sie das Wort zurück, aus dem sie entstehen konnte, um zu verstummen in der Ahnung kommender Sprachlosigkeit.

Noch einmal wandert sie, ungläubig schon, durch die alten Räume und betrachtet, nur mehr Trauer im Selbst, den Verfall der Formen. Und je beschwörender ihre Wiederholungs- und Erinnerungsformeln, umso gewisser wird ihr, daß kein Bleiben, kein Wiederholen, kein Weiterleben den göttlichen Gesten gewährt ist. Als zu sich erstarrte Form des Ausdrucks bewegt sich die letzte Melodie wie der vorbeigehende Geist ihrer Vergangenheit.

Wer diese Musik formal verstehen zu können meint, muß sie als unerträglichen Kitsch mißverstehen: unter Musikern von Profession kein seltenes Übel. Mit dem Verenden des sinnlichen Begriffs stürzten auch die

Fundamente des Geschmacks, die Tradition einer selbstvermittelten Unmittelbarkeit verlor den Boden unter den weitergehenden Füßen.

Die schnellen Sätze, Prophetie der langsamen, komponieren den Übergang in die Erkenntnis der stattgefundenen Katastrophe. Die Stimmen singen als andere gegen die anderen, die Monologe der Teile verselbständigen sich. Die unendlichgeteilte Melodie reflektiert aufs Eifrigste ihre gemeinsame Verzweiflung, sucht einen neuen Zusammenhang durch Verarbeitung aller gewordenen, erinnert sich der gewordenen und überschreitet die Erinnerung stets wieder. Byzantinisch gebrochene Einheit vermag die Schuld der vollendeten Individuation nicht zu tilgen.

Die Lauterkeit von Mahlers letztem Satz ist die komponierte Unwiederbringlichkeit komponierter Musik.

(84) Arnold Schönberg, op.11 , No1 (1909)

Müde geistert die Schönbergsche Melodie durch den abgelebten tonalen Raum. Grau und fahl, wie schwebende Leichen durchgleiten ihre abgebrochenen Gesten den wie schwerelos gewordenen Takt. Die Profiltöne der verschwebenden finden kein Gesicht mehr in den Zügen der noch konventionell rhythmisierten Zeitbilder. Und die Harmonien sind nur mehr der Reflex des Sichvergessens der Melodie.

Aber deren Traurigkeit ist so stimmig in sich, so fest geschlossen, so definitiv eindeutig, woraus verständlich wird, daß dem Macher solcher Stimmigkeit die untröstbare Verstimmtheit des Gehaltes unhörbar wurde. Er mußte meinen, nur Musik wie die bisherige auch, ja deren affirmative Steigerung zu komponieren. - Wie bei der Ausbreitung einer tödlichen Krankheit die verlorenen Zellen sich im ganzen Körper aufs Lebendigste teilen, scheinbar lebendiger als die gesunden, und dies dem faszinierten Mediziner ein erregenderes Erlebnis verschafft als das genormte Sicherhalten des Lebens.

Im totalisierten Chroma will jeder Ton Grundton werden und wird dadurch Totengräber der verwesenden Melodie. Und obgleich unter diesen Auspizien die Bildung von Vorder- und Nachsätzen illusorisch und die ausgediente Frage- und Antwortgestik der Melodie endgültig zerbrochen ist, finden wir überall deren verkrampfte Nachahmung. In scheinbar gespielter Verzweiflung fuchelt der autoritäre Duktus des autoritären Chromatikers gegen das Überich des tonalen Grundtons.

Teils wirklich in der Meinung, dessen Möglichkeiten nur zu erweitern, teils in dem geahnten Wissen, die Grenzen des Erweiterbaren unwiderruflich zu überschreiten. Daher der nach innen gebrochene mimetische Impuls: einfache Intervalle in den ersten elf Takten, eine scheintonale Melodie, in einzelnen Intervallgestalten für sich leicht nachzusingen, aber ihr Ganzes für jedes Nachsingen und Nachhören ohne Interesse für Gedächtnis und Erinnerung, ohne jede mimetische Erotik.

Das akribisch komponierte Vergessen von Musik festhaltend, erinnert sich die sterbende Melodie zitternd noch einmal der Bachsehen Zwei- und Dreistimmigkeit. Deren sinnlicher Sinn ist ihr entfallen, aber die ferne nebelhafte Gestalt ihrer eigenen Vergangenheit weicht ihr nicht aus dem Sinn. In mühsamer Dreimaligkeit muß die Achtelfigur der linken Hand die Melodie überreden, doch wieder aufzusteigen, noch einmal sich zu erheben gegen das endlose Abwärtsfallen des verdämmernden Hauptes.

Als glaubte sich Max Reger als neuen Mozart. Der Versuch des Greises, sich als ewigen Jüngling zu schauen: erkannt wird er bleiben.

(85) Anton Bruckner, f-Moll-Messe (1867/68)

Am Unding einer geistlichen Sinfonik wird die völlige Ausgenützttheit der tonalen Sprache schon im späten 19. Jahrhundert aufs Schmerzlichste bewußt. Versuchte man die tonalen Gesten und Motive der Vokalpassagen, die allein von der Aura des liturgischen Textes zehren, textlos in die sinfonische Textur zu integrieren, fiel deren Leere ohne Schleier ins Ohr. Und die begleitend gedachte Orchesterarbeit will so recht nicht begleiten und muß es doch. Ihre Passagen turnen wie sinnlos zwischen den wie Zitaten auseinanderfallenden Liturgiemoellen.

Oft auf endlosen Dreiklangswellen schwimmend, versucht das Orchester ohnmächtig, die liturgischen Fragmente zu glaubhaften sinfonischen Steigerungen zu überreden. So wohnt man einer Messe bei, in deren geistliche Evokationen ein Orchester sich verirrt hat, das seinen Floskelübungen zwanghaft hingegeben, - und zugleich der Vorarbeit zu einer Sinfonie, die durch liturgische Reminiszenzen stets erfolgreich unterbrochen wird.

Malerei

(86) Pieter Breughel, Heimkehr der Herde (1565)

In den großen Bildern der alten (vormodernen) Maler haucht die eschatologische Weltnegation des Christentums ihr sinnliches Traumleben aus. Natur findet sich wieder, aber im überhöhten Raum einer von göttlicher Phantasie geleiteten Zusammenschau. Und der geschichtliche Augenblick vergeht in die Zeitlosigkeit eines unbewegten Bildes. An einem scheinbar kontingenten Punkt ihrer Bewegung wird die Welt erstarrt, mumifiziert für die Ewigkeit. Als sei hier und jetzt die entscheidende Entschuldung des Augenblicks, die ewig-jetzige Recherche des Jüngsten Gerichts.

Noch rettet Gegenständlichkeit die Kunst vor ungewußter Selbstzerstörung durch totalitäre Autonomie. Noch verherrlicht sie durch traumgenaue Übertreibung die gegebene Welt und ist in diesem Modus freie Dienerin einer anderen, nicht der eigenen Herrlichkeit.

Hier das enge Tun des Menschen, dort das weite der Natur. Hier des Treibers Lanzenstich gegen das Weichteil der Kuh, dort ein grünes Meer von dunklen Wolken, drohend in nahender Ferne. Hier der dumpfe Ritt des Hüters, dort das lauschende Ragen der Berge. Eines fragt nach der Bedeutung des anderen, keines vernimmt eine Antwort.

Breughels Orte sind gemalt, als wären wir in unserer Kindheit schon dort gewesen. Als sähen wir wieder fühlend und tastend und erlebten die Welt als klaren Traum, entworfen aus dem magischen Punkt einer verlorenen Liebes-Perspektive. Breughels Formel: Erhabenes gebrochen durch Unschuld=Milde großer dienender Kunst.

(87) Caspar David Friedrich, Das große Gehege (1832)

Ein die organische Natur bereits fliehender Kunstblick, der gerade noch deren Gastrecht zwischen ausgeglühtem Himmel und gebleichter Erde anerkennt. Ein Säulenhain von letztgemalten Bäumen, eingefroren in sein geometrisches Arrangement. Natur, zu ihrer erstarrten Erscheinung geronnen und zugleich der Gewalt eines transzendierenden Blickes unterworfen, der sich in der Versuchsstation experimenteller Erfahrung

das Bewußtsein des apriorischen Punktes seiner Transzendentalität verschaffen möchte.

Die Einheit des Verstandes gebiert jenen mystisch realistischen Naturblick, in dem sich der einzige Romantiker deutscher Malerei der Möglichkeit mechanischer Abbildverfahren unbewußt bewußt wird. Wir erblicken die gemalte Erwartung weltabbildender Lichtapparate.

Der gestaltlose Himmel erscheint wie das vorweggenommene Negativ seiner Fotografie, und die in kalter Distanz arrangierte Landschaft wie eine Versuchsanordnung für den malerischen Exzeß eines nicht mehr überbietbaren Realismus. Der Himmel wird zur Fläche, die einst als Heimat erlebten Dinge des locus amoenus zu Rhomben und Zylindern. Das Kubistische verkündet ahnend den ausweglosen Ausweg aus dem Niemandsland künftiger Malerei zwischen weltabbildender Wissenschaftsmaschine und der unausweichlichen Überflüssigkeit aller naturgetreu nachbildenden Kunstmalerei.

Der Geist des Bildes flieht in sich zurück und zieht die Gestalten aus der Peripherie ihrer Anschaubarkeit in einen imaginären Fluchtpunkt zusammen, womit das Lot der Perspektive aus dem Bild heraustritt. Der Schein des Räumlichen transformiert sich verschwindend in eine metrische Zeitlichkeit, in einen Klang von schneidender Höhe und Schärfe.

Unerträglich wäre den Menschen des 20. Jahrhunderts die Einsamkeit einer Natur geworden, die nicht der wissenschaftlichen ratio und ihren Technologien überantwortet worden wäre. Aber die Verabschiedung aus ihrer nachklingend mythischen Geborgenheit ist vorerst gleichfalls noch unerträglich, ist es doch ein Abschied von einer zweitausendjährigen Einsamkeitsrede.

Die Hoffnung der Aufklärung, in der Natur Heimat und Versöhnung für den Geist der reinen Vernunft zu finden – in der Romantik zu rasender Leidenschaft gesteigert – ist ausgelebt. Erschöpft stehen die Bäume, zu künstlichen Reihen zusammengeduckt, spaliert wie ägyptische Sphinx vor den Portalen eines nicht mehr vorhandenen Tempels.

Die religiöse Intention des Friedrichschen Bildes ist für uns gerade noch lesbar. Über der ihrer Erlösung harrenden Natur erscheint das Morgenlicht eines zum unendlichen Raum entleerten Himmels, die gemalte Metapher eines unbekanntes: Versprechen und Hoffnung auf endgültige Heimat, Heimat unendlicher Wohnungen, ein Reich erfüllender Abwechslung, unendlichen Schauens Genuß.

Für uns Spätgeborene aber bleibt der vollbrachte Mythos gegenständlicher Malerei das erreichte Paradies. – Die Arbeit des Werkmeisters ist getan und im Gehege der Tradition ad acta ihrer Geschichte gelegt.

(88) Karl Friedrich Schinkel, Felsentor (1828)

Unser Auge spürt den Wellenschlag der historischen Stunde, da die gegenständliche Malerei ins Ausweglose gerät und gerade ihre selbstverständlich scheinenden Artefakte unaufhaltsam in das Niemandsland zwischen Kunst und Kitsch niederfallen. Natur wird in gemauerter Gestelltheit vorgezeigt, als Reservat der Geschichte in eine wie bestastbare Nähe gerückt: als sei dies der Ausweg künftiger Weltmalerei, eine eigene Art von abbildender Empirie in die Welt zu setzen.

Aber der treuherzige Realismus ist das Gegenteil seiner selbst, ist die Ankündigung der Abstraktion, eine bloß *gemalte* Natur, nicht mehr eine geschichtlich authentisch *gesehene*. An der Grenze zur absoluten Geschichtlichkeit scheitert der Kunstversuch, Natur, nach ihrem Ende als Nichtgeschichte, weiterhin als Symbol des geschichtlich Authentischen festzuhalten.

Zwanglos ergeben die Früchte dieses Scheiterns die Definition des Kitsches. Weltbebilderte Kunst wird Produzent geschichtsloser Phantasmen und der Lüge, ein empirisches Jenseits der Geschichte aus dem Hut zeitloser Naturmaterialien zu zaubern.

Nur noch aus der Perspektive des Eremiten läßt sich Natur als Verklärung bruchloser Tradition malen. Als Eremit der ganz kunstgewordenen Kunst hütet er die Trümmer der Vergangenheit als Gehege des vermeintlich Ewigen. Das Authentische wird Selbsteinbildung und das verflossene Kunstschöne zum toten Demiurgen eines idyllisch erhabenen Naturschönen.

(89) Georg Kersting, Friedeich in seinem Atelier (1811)

Niemand bezweifelt, daß unser Körper Schatten wirft. Sehend wissen wir uns als Versteller des Lichts. Unser Bewußtsein sehen wir nicht, so glauben wir schattenlos oft unseren Geist. Jeder sei sich gänzlich Licht, unmittelbar gegeben und klar bei sich selbst. Dunkles und Schatten kämen nur durch anderes und andere.

Ein Leben lang begegnen wir uns im Spiegelbild eines Selbstwissens, das doch nur der Schattenriß unserer Lichtverstellung ist. Ohne innere Schatten wären wir absolut klarer Selbstdarstellung fähig, wir wären Menschen nicht mehr. Schattenreiche daher auch unser hellstes Wissen über Natur und Geschichte.

Einzig die große vergangene Kunst gab sich sogleich an die Schatten hin, um jene Urbilder zu zaubern, die uns helfen, über die Enttäuschung, nicht Götter zu sein, hinwegzukommen.

Im Übergang zur modernen plagte die Kunst kurzfristig die Blähung eines absoluten Wissens, ein letztes Räuschchen war ihr gegönnt am Abtritt des absoluten Geistes. Heute schon erkennen wir in ihren Artefakten die Schatten des verschwundenen Selbstes. Also haben wir höchsten Bescheid erhalten: das Spiel ist aus, mit neuem, unbekanntem Ernst geht es weiter.

Es wäre schon Licht vom Ende der Geschichte her gewesen, hätten wir uns als Geist in den Künsten ganz malen, singen und dichten können. Wieder zeigte sich unser Schatten: wir haben lediglich eine weitere mythische Hülle abgeworfen, und frisch gehäutet stehen wir nun schutzlos – wie neugeboren – in einer fremden Welt.

(90) Karl Friedrich Schinkel, Spreeufer bei Strahlau (1817)

An die Stelle der Schönheit tritt Suggestion, an die Stelle der Wahrheit die innige Veranstaltung des romantischen Subjekts. Gemalte Klänge im Dienst der ihre Autonomie verschwelgenden Malerei: urgemütlich sei's in der schönsten aller Welten.

Aber noch ein Stoß gegen das Ufer und das Boot wird das Offene der befreiten Impression erreicht haben. Schon verschwindet die Sonne gestaltlos, dunkle Bäume schützen sie davor, als Klischee-Untergang erscheinen zu müssen. Dunkel und schwarz alle Dinge verhüllt; im Kahn des Wächters die Menschen umschlungen von unentwirrbarer Erinnerung. Das Bild sinkt als Mumie seiner selbst ins Totenreich.

(91) Josef Anton Koch, Schmadribachfall (1821/1822)

Kochs aufgemalte Malerei, die Natur noch einmal mit den Augen behaglicher Naivität gesehen. Ein Inbild künstlicher Klassik, für Friedrich gewiß ein Greuel, das sich Goethes behaglicher Zustimmung sicher sein

durfte, da der Maßstab befolgt, die Natur gebändigt, das vermeintlich übergeschichtliche Urbild ihrer Idealisierung ausgeführt war.

Bezeichnend das mechanische Geistloswerden der anorganischen Hochgebirgsnatur. Gebirgsmassen und Gletscherformen schrumpfen zu materieller Malung, zu lebloser Farbe, die sich dick auftragen muß, weil ihr der begeisterte Traum fehlt.

Glaubwürdiger, weil geistatmender die Darstellung des Waldes, der Bäume, auch der Steine im genäherten Vordergrund. – Aber auch hier wird die Natur gleichsam zum Outrieren gezwungen, an die Entäußerung eines feststehenden Vorbildes in treuherzig realistischer Abbildung gefesselt. Der umgekehrte, noch verpuppte Expressionist ruft bei jedem objectum naturalis aus: „seht her, welche Gabe der Darstellung, gesichert ist uns die Reproduktion.“

Heute wissen wir um die kunstgeschichtliche Stunde des 19. Jahrhunderts: Kunst als vollendete Beherrschung natürlicher Darstellung konnte nicht wie in der Antike Klassik bleiben, sie mußte in Kitsch und Moderne umschlagen.

Zum Schibboleth des Umschlags wurde die Darstellung der anorganischen Natur, das Geistentfernteste wird zum Spiegel des eigenen Geistesverlustes. Blauer Himmel, Gletscherformation und Felsmassiv wirken bereits wie die fotografierten Schwundstufen des Naturerhabenen. Aus der sichtbar beabsichtigten Darstellung des Ungeheuren wird die kindliche Idylle: Vorstufe der Hotelmalerei.

Endgültig zerbricht die archaische Illusion, Natur sei um ihrer selbst willen darzustellen. Ein Bruchstück von ästhetischer Wahrheit ist seitdem unverlierbar: Naturschönes ist niemals Vor- oder Urbild des Kunstschönen gewesen, sosehr es als eben dieses Konglomerat in der uneinsichtigen Ideologie des Kitsches zum stehenden Habitus wird.

Kein wahres Bild von Natur seither noch möglich, das nicht das geistlos Geistige, das Ungeheure der Natur darstellte, die Uneingänglichkeit ihres fremden Wesens in das reproduktive Bildideal.

In Kochs gemalt gemalter Natur jubelt das Bild noch über seine scheinbar ungefährdete Gabe, das Ungeheure und Fremde widerstandslos in die Käfige des Kunstzoos einfangen und dem biedermeierlich zivilisierten Kunstblick zuführen zu können.

Heute tritt der von Koch übermalte Widerspruch dem Betrachter springend ins Auge. Indem die anorganische Natur in den Formeln realistischer

Idealisierung festgehalten wird, verfällt die Darstellung im innersten Kern bereits der Abstraktion, wird selbst anorganisch. Daher wirken die Steine des Vordergrunds im „reißend natürlich fließenden Gebirgsbach“ um so viel natürlicher, als sie in eine noch poetisch gestimmte Ferne gerückt erscheinen. Felswände und Eisregion aber sind nahe als materialisierte Malerei, verlarvter, noch schmerzloser und unlebendiger Impressionismus.

An seinem Widerspruch zerfällt Kochs Bild gleichsam vor unseren Augen in zwei ineinandergearbeitete Bilder, die in sich *nicht* wie ein Kritiker 1829 – den vermeintlich charakteristischen Bildgedanken rühmend – schrieb: die Darstellung der „zerstörenden Kraft der Natur oben und der bildenden unten“ vereinen.

Die anorganische Natur wird zum Kinderbaukasten, der Wald aber rückt artig ins Romantische ein, und die Schäferszene wird zur Parodie eines Ganzen, in dem die Tiere als perfekte Statisten des idyllischen Genres an der Rampe zum Kitsch posieren.

(92) Zwei Stilleben: Floris Claesz van Dyk (1613) und Georges Braque (1913)

1613: im Stilleben kommt das Kunstbild als stillgestelltes Leben in reinster Versöhnung zu sich. In der Selbstfeier der stillen Betrachtung führt zwar die Stille des Todes Regie, aber anders sind Kunst und Leben nicht zu vereinen, nur im Bewußtsein des allgegenwärtigen Abschieds erwacht die Intensität der Selbstvergegenwärtigung am einfachen Dasein der einfachen Dinge.

Inmitten von Inquisition und Religionskriegen hielt die Kunst an der notwendigen Utopie eines kampflos geschenkten Friedens fest. Das einfache stille Ding kündigt vom Willen zu radikalem Neubeginn, vom Affekt, mit dem Verhängnis Geschichte zu brechen. Für einmal, für den festlichen Augenblick des unbedrohten Auges, seien Leben und Dinge der Vernützung enthoben, seien die Dienenden herrschaftslos herrschend, die Verbrauchten wie unverbrauchbar und erreichter Endzweck statt Material im alles mitreißenden Strom der Lebenszwecke.

Das Bild als Inbild einer sich genügenden Welt, als wäre Überfluß für alle. Und das Raubtier Geist mit den Dingen vereint, ohne den Zwang des selbsterhaltenden Verzehrs. Endlich begannen die Dinge zu sprechen, hinein in die bewegteste Stille noch nicht gelebter Worte.

1913: Kälte, Gleichgültigkeit, Zufälligkeit. Der antibildliche Affekt des modernen Bildes sprengt alle inneren Rahmen, um als betastbar blindes Objekt die Spuren der Mörderhand akribisch festzuhalten. In der Stille des modernen Stilllebens mutiert das Bild zum fact des stillgestellten Todes. Dessen Stimme wird von der Abstraktion zitiert, die mit maßlosem Stolz eine intentionlos erscheinende Rätselhaftigkeit des Gebildes verfügt.

Im Namen eines Dinges, von dem niemand weiß, was es ist, und das nach Sinn und Wesen zu befragen, dem Sakrileg der Parzivalfrage gleichkäme. Im Gral nicht mehr darstellbaren Leides artikuliert sich der Schock moderner Kunst mit den kalten Gebärden eines unsinnlichen geistigen Sinnes.

Der Betrachter regrediert zum infantilen Dandy absolut kontingenter Form. Der Wille des Künstlerkindes ist damit zwar heiliggesprochen, aber seine beschwörenden Formeln und Riten sind zugleich von vollkommener Entbehrlichkeit. Das Bild ist, was der Künstler an Dinglichkeit in es fallen ließ. Kunst ist, was der Abfall ist.

Und dennoch über allem die Hoffnung: aus der Zerstückelung der Welt im zerstückten Bild werde sich ein Reich reiner Formen, das Inbild lebbarer Sinnfreiheit auftun. Ein schlechthin leichtsinniges Leben, eine göttliche Gottlosigkeit, ein Schweben ohne Schweben werde das sinnbergende Stillleben von Anno Nimmerwiederkehr überflüssig, entbehrlich und sinnlos machen.

Vor den schaubar gewordenen Masken der Verzweiflung werde der Widersacher Sinn aus der Geschichte endgültig verschwinden. Aber dieser Eifer verrät sich selbst als Eingeständnis und Ahnung, daß unverfügbar sei, was aus den Sinnaugen des Weltgeistes verschwinden wird.

(93) Paul Cezanne, Frau mit Kaffeekanne (1890/94)

Ersteindruck: Affektion unserer Anschauung durch einen maskierten Gegenstand. Vor unser reales Wahrnehmungsauge wird eine Maske von Kunst geschoben, zugleich vor das innere Auge der Kunst eine Maske aus zersprengten Stücken der Realität. Kunst, in das Stadium seniler Künstlichkeit eingetreten, täuscht einen Augenschein von Weltverborgenheit vor, - um den Preis unwiderrufbarer Zerstörung des sinnlichen Scheins richtiger Weltwahrnehmung. Die gemäß eigenen unerbittlichen Gesetzen verschwindende Kunst zerfällt in die Materialien von Realität und in die Abstraktionen des „Geistigen“ einer vermeintlich neu und erstmals beginnenden Kunst.

Im „Geistig-Sein“ der Kunst zergehen die letzten Strahlen ihres Absoluten, im Akt der gewaltsamen Selbsttötung erscheint ein letzter Schein von Lebendigkeit. Ihre immanente Erhabenheit verdankt sich nicht mehr der Vergeistigung der Natur, sondern deren Exekution, dem in sprechenden Masken dargestellten Tod.

Sich als Geist zu geben, dem das Geistige der Wirklichkeit in den Masken einer abstrakten Erfahrung offenbar werde, wird zur letzten Attitüde und Anstrengung der rein geistigen, auf ihren atomaren Kern gereinigten Kunst. Die reine Sinnlichkeit ist dieselbe Abstraktion wie der reine Gedanke, die Mythisierung der Sinne ist wie die Verabsolutierung der Vernunft zum Scheitern verurteilt.

Kunst nach ihrem Ende wird als Ding sui generis unter uns existieren, als Ding vom abhanden gekommenen Geist in einer Welt unendlich spezialisierter Rationalität. Als Ding unter Dingen und zugleich Unding, wird sie den verlassenen Ort eines sinnlich faßbaren Absoluten in der Welt maskieren. Eine Abschiedsgeste eines jahrtausendealten Geistes – durch ein, zwei Jahrhunderte vielleicht erfahrbar – bis das neue Subjekt keines Dinges mehr bedürfen wird, um sich als Ort des Absoluten in dessen Welt zu erfassen.

(94) Paul Klee, Die Ranke (1922)

Etwas Unanschauliches anschauen, ein unverstehbares Symbol eines Unsichtbaren, die Erfahrung einer unerfahrbaren Apriorität. Ein ernstes Lachen, jenseits von Freude und Tod.

In der Metaphysik des formalen Scheins wird jede Last von uns genommen. Heiter sei das Leben, und Kunst das todernste Ringen nach todbefreiter Heiterkeit. Die Fragen nach Woher und Wohin, nach Sinn und Unsinn: alles Unsinn im Spiegel des neutralisierten Augenblicks. Das bildgewordene Als-Ob: als ob sich der Mensch seine Fragen nicht mehr zu stellen brauchte, als ob im Selbstbild des entlasteten Tiers ein neues Antlitz aufleuchtete.

Das absolute Bild suggeriert ein absolutes Wissen von einem fernen, sprachlosen und gedankenfremden Absoluten. Die Attitüde der Geheimnishaftigkeit verrät ihr Gegenteil: die Geheimnislosigkeit der Leere.

(95) Georges Seurat, Sonntagnachmittag auf der Ile de la Grande Jatte (1884/85)

Kunst verschließt sich vor dem verbindlichen Tag des Lebens, um ein eigener zu werden. Die Abstraktion von der Wirklichkeit läßt von dieser nur die Persiflage des Alltags zurück: irgendein Tag, irgendein Strand, irgendwelche Menschen, gleichgültig wer und was.

Das Leben schrumpft zum Ereignisvorwand, zum Materiallieferanten für das künstlerische Ereignis, für den überhellen Tag jener anderen Wirklichkeit, die das wissenschaftliche Sehen des unwiderruflich autarken Malers an die Wand zaubert.

Obzwar: bei Seurat ist noch ein unschuldiges Interesse an einer realistischen Mutation der empirisch werdenden Realität zu spüren. Auch er seismographiert die Erschütterung, die den modernen Menschen im 19. Jahrhundert erfaßte, als er sich über Nacht einer vollkommen realen, mit sich identischen, geschlossenen und ausweglosen Welt ausgesetzt sah.

Dies war der zugleich verschwindenden kairos des modernen Künstlers. Von diesem Augenblick an fühlte er sich aufgerufen zum Schamanen und Zauberer, zum Sinnmystiker und Geheimpriester des modernen, vereinzelt vereinsamten Menschen.

Auch die Beziehung zu Friedrich ist noch spürbar: während der letzte Traumäugige das Arrangement auf die äußere Positur der Dinge beschränkt, erfaßt es in der invertierten Romantik Seurats alle Tiefendimensionen des Bildes selbst. Seitdem galt in der Kunst das propere Ineinanderscheinen von Naturmystik und exakter Wissenschaft, die Kehrseiten beider pervertuntur.

Wie in der Nachfolge Descartes die Physik Wirklichkeit als aus kleinsten Elementen zusammengesetzt dachte, so hier der reflektierte Maler seine Linien, Farben und Gestalten aus kleinsten wissenschaftlich definierten Punkten. Wie dort die Wissenschaft des Ganzen, verschwindet hier in der Kunst der große Augenblick, der individuierte Mensch, und damit die in sich überraschende, sich stets erneuernde Lebendigkeit. Die analytische Gestalt ist die Wirklichkeit einer unwirklichen. Ein Zauber soll Engel schaffen und nicht mehr umgekehrt.

Dem Bild einer gedachten Lebendigkeit bleibt die Mühe der Zusammenkonstruktion eingebrannt. Seine Menschen sind zu Säulen einer durch Wissenschaft magisch sein sollenden Unwirklichkeit erstarrt.

(96) William Turner, Regen, Dampf und Geschwindigkeit (1844)

Eine ebenso mächtige wie naturfremde Maschine zerstört den natürlichen Eindruck von Welt. Wir sehen die Furcht des 19. Jahrhunderts vor der Herrschaft entfesselter Technik. In diese Furcht war untrennbar Bewunderung und Anbetung gemischt. Es wurde hingenommen, daß eine Gestalt der Welt versank. Die neuen Bildrationalitäten des 19. Jahrhunderts sind zugleich Apokalypsen, Weissagungen möglichen Untergangs.

Es ist kindisch und nichtssagend, zu äußern, hier habe ein romantisches Genie die Macht der Maschine gefühlt und einem romantischen Gefühl Ausdruck gegeben. Daß sich der romantische Maler neuer, nicht mehr romantischer Mittel bedient, ist nicht mehr zuerst Gefühlsausdruck, sondern der Versuch, einem neuen, prekären Zustand der Menschheit und damit der Kunst selbst gerecht zu werden.

Die Landschaft – Ingredienz romantischen Gefühls – versinkt im Rausch einer Bewegung, die alle Gestalten gestaltlos macht, als wäre sie die sinnlich gewordene Reflexion auf die Elemente der Natur, die sie entfesselt in ihr Chaos zurückführt.

Das 19. Jahrhundert dachte auch in seinen Angstbegriffen individuell: wer mit der Eisenbahn fahre, dessen Gesundheit sei unmittelbar von Zerrüttung bedroht. – Die globale Bedrohung von Natur und Menschheit war als Angstbewußtsein und Gewissen noch in weite Ferne gerückt. Daher die Naivität der Marxisten des 19. Jahrhunderts über industrielle Revolution und Vereinnahmung der fortgeschrittenen Produktivkräfte.

(97) Leonardo da Vinci, Mona Lisa (1503/05)

Es ist so sehr Bild, so sehr, was es abbildet, daß es kein Bild mehr zu sein scheint. Das sich transzendierende Bild: wie kein zweites mit dem hervorgebrachten Urbild identisch, scheint es nicht mehr zu repräsentieren, weil das, was es dennoch repräsentiert, ohnehin nur als Bild existieren könnte.

Darin die Identität von konkretester und abstraktester Malerei. Beide möchten – am entgegengesetzten Ende – das dingliche Moment des kunsthaften Repräsentierens sprengen. Die konkreteste möchte sich ganz als Mittel und Dienst, als Ausdruck des anderen verlieren, möchte des an sich unsichtbaren Geistes Dienerin sein.

Die abstrakte hingegen sucht ihr Heil im vollkommenen Radikal des Selbstausdrucks: ihre eigene Unsichtbarkeit sei die des Geistes. In der konkreten opfert der Geist der Kunst seine vollendete Künstlichkeit, um der mit ihrer Freiheit versöhnten Menschennatur das Bild einer verwirklichten Utopie zu schenken. In der abstrakten opfert sich die Versöhnung für die Freiheit vollendeter Künstlichkeit.

In da Vincis Ur-Bild erfährt die Malerei ihre Grenze: auch das, was ihr vom Geist im Bild darstellbar ist, verbleibt in unendlicher Differenz zum Dargestellten. Über diese Differenz lächelt die undarstellbare Wirklichkeit ihr dargestelltes Lächeln. - Die Wirklichkeit lächelnd: „also scheine ich nur als bildgestellte wirklich zu sein? Wie wahr. Aber wahrer, als je ein Bild denken kann. Das Bild erzeugt mich als Urbild, aber mein unsichtbares Ich erzeugt das Erzeugen des Bildes.“

Repräsentiert das Bild aber wirklich mehr, als es sagen kann, wird es Symbol seines Sagens, wird es Inbild und Grenze aller Bilder. Dessen Inhalt kann nur ein scheinbar unübersteigbar zum Antlitz begeistertes Gesicht als Kontrafakt unserer Herkunft aus anorganischer Natur sein. Die konkrete Malerei war Bildzitat des Schöpfungswortes, darin sich die Evolution zu Ende sprach.

So kehrt die Malerei an der Grenze ihrer tiefsten Sprachlichkeit um und sieht das Ende aller Ur-Bilder lächelnd voraus: im Blick der vollendet dargestellten Wirklichkeit von Geist. Der Einmaligkeit des Wortes entspricht die Einmaligkeit des geschichtlichen Ortes konkret zitierender Malerei.

Wo alles zusammenpaßt, ist die Mühsal der Geschichte verschwunden, die Zeit als Evolution vergessen und eine zweite vollendete Natur steht in göttlichem Schein vor uns. Daher ist die Weisheit ihres schweigenden Lächelns so beredt wie der Inhalt von tausend ungeschriebenen Offenbarungsbüchern. Es sind noch ganz andere Gedanken über die Welt möglich, die erlösenden träumen noch ungedacht in ihrer geduldmilden Ungewußtheit. Aber für einmal hat die Menschheit spekulativ gelächelt.

(98) Albrecht Dürer, Hase (1502)

Die magische Richtigkeit der alten Malerei war ein unendlich anderes als die vermeintlich naturgetreue Abbildung. Sie verdankte sich dem produktiven Strom einer Anschauung, die sich aus einem unreflektierbaren Ganzen in ihre Teile ergoß. Das Auge des Malers war das Selbst dieses Ganzen, noch in der entferntesten Detailarbeit verband es

ohne Vergessen. Die vollendete Freiheit der Darstellung von Natur erscheint wie deren Selbstdarstellung. Da sie in der Geschichte geschehen mußte, kam sie sogleich an ihr Ende, war sogleich unwiederholbar.

Die Kehrseite dieser magischen Identifikation mit einem unreflektierbaren Inbild von Natur können wir in den Berichten und Erzählungen jener und über jene Zeit nachlesend erfahren. Religion und Politik, noch verfügt unter dämonische Namen von Natur, führten die schändlichsten Prozesse und Verfolgungen gegen Menschen, die im Namen des Allerhöchsten bereit waren, einander das Unfaßbarste anzutun.

Unser fotografischer Blick stellt an den unwiederholbaren Naturbildern allenfalls noch Detailgenauigkeit fest. Unerfaßbar bleibt der Guß aus jenem Einen, die magische Richtigkeit bereits in den Vorbedingungen des Darstellens: diese Haltung, dieser Ausdruck, diese Größen, diese Farben. Ein wie von zaubernder Innenhand der Natur geführtes Proportionieren der Darstellung, das schließlich bei Friedrich aus dem Bilde heraustreten und eine nur mehr fernmagisch verzauberte Natur zurücklassen wird.

Daß es ontologisch und ästhetonomisch wahre Bilder der Natur gab: als wäre die Kantische Stammtafel noch in Urbildern gemalt; daß diese wie jene nicht dem alles verändernden Strom der Geschichte entnommen sind, war eine der großen Enttäuschungen auf der knirschenden Achse von 1870 bis 1989.

Für uns erlangt daher die Reproduktionstechnik in den Künsten geradezu eschatologische Bedeutung: die Gebilde bleiben als selige Erinnerung an eine Zeit, da unser Geist noch wie ein Kind eins war mit einer sprechend erscheinenden Natur.

In der Fotografie verschwindet des Hasen umgreifende Natur. Hinter einem Vorhang von Reflexion und Verstellung ist wie tot und unerfahrbar jeder fotografierte gegen den einen inbildlich geschauten. Joseph Heinrich Beuys wird ihn durch das Museum der toten Bilder tragen.

(99) Paul Klee, Winter (1924)

Klee malt die Kindheitsträume einer ungeborenen Menschheit. Deren Subjekt-Objekt: allmächtige Phantasie; und hätte eine Welt geschaffen, in der jeder Augenglick ganz anders, keiner den andern verstünde. Jeder stünde nur für sich und wäre noch nicht einmal das Vergessen eines Kontinuums. Erfüllt die Träume der Gnostiker, in einer zweidimensionalen

Welt, in der alles durch alles hindurchgehen und nicht einmal an nichts Anstoß nehmen könnte.

Vernunftlos möchte der Mensch der modernen Welt in den Zustand vor der Erschaffung dieser Welt zurückkehren. Dann dürfte der Künstler Demiurg spielen, Demiurg eines die neue Schöpfung soeben überlegenden Gottes. Besiegelt wäre damit das Entsetzen über die gewesene.

Eine Manie der Zeichen, die vorgibt, ohne Melancholie bestehen zu können. Auf einen Grabstein gesetzt, wären Klees Piktogramme von unheimlicher Obszönität. Allmächtige Verhöhnung: ein falsches Leben in einer falschen Welt gelebt zu haben, nicht einmal sinnlos gewesen zu sein.

Ein absolutes Jenseits zu Trauer und Freude, ein zugepanzelter Engel, gleichgültig gegen Herkommen und Weggehen des Menschen. Der Rausch einer Halluzination, die Abstraktion als Droge, als Elixier geglückter Lebensflucht. Im siegreichen Aufstand der Ausdrucksmittel vollführt die sinnentblöbte Schrift den letzten Veitstanz auf dem Grab der weltgläubigen Menschheit.

Im Geist der ästhetischen Moderne regrediert der absolute zu Formen eines Sinnvakuums, durch die unaufhörlich die wortlosen Sprechblasen der entwurzelten, nur mehr sich selbst spiegelnden Phantasie schweben. Nie war Leben und Sterben leichter als im absoluten Danach.

(100) Peter Paul Rubens, Bildnis seines Sohnes Nikolaus (1619)

Der Ernst vollkommener Selbstvergessenheit: nur dem Kinde möglich, das nichts von Tod und Leben ahnt, und daher mit etwas identisch ist, worin kein Anfang und kein Ende: nur Dasein, ohne weitere Bestimmung. Statt Selbstempfindung einfache Weltempfindung; ganz verloren nach draußen, ist es ganz bei sich, ohne von Letzterem ein Aufheben zu machen, ohne das Beisichsein in ein Letztes aufheben zu müssen, - durch Gedanken, durch Erinnerung.

Solange sein Inneres in den Entäußerungsakt der Sinne aufgehoben, ist es noch ganz bei den Dingen und muß noch nicht Eigenes dazutun. Die Dinge sinnlich empfunden, sind ihm Wunder genug. Das Innere kennt noch nicht die Geißel der Selbstvergegenständlichung.

Es sieht nur Dieses, nur dieses Hier und Jetzt, als wäre kein Unterschied von einzeln und allgemein. Seine Vereinzelung ist gänzlich unbewußt und daher ohne Schuld. Wie uns die alte Kirche gern gehabt hätte: ein paar

Mächtige, ganz und gar Schuldige, und eine Herde von gezüchteter Unschuld.

Die Meditation des Kindes kennt noch nicht Enttäuschungen, weiß nichts von banalen, nur verglichenen Eindrücken. Noch scheint alles wesentlich, lebendig, beaufmerksamt, später fast nur mehr das Außergewöhnliche. – Wollte unsere Meditation die Versenkungsweise des Kindes erreichen, wie versuchsweise in östlichen Religionen, sie verhielte sich wie jener Sucher oder Erfinder in Kleists Aufsatz über das Marionettentheater.

Hätte man sich auf künstlichem Weg zur Unmittelbarkeit des Kindes durchgekämpft, bedürfte es noch einer Philosophie, die uns nachgewiesen hätte, daß der apriorische Gedanke des Allgemeinen identisch mit der Erscheinung der unmittelbaren Sinnlichkeit sei; und daß das magische Denken des Kindes, die musikalische Anverwandlung des Objekts ins Subjekt, auch in unserer naturwissenschaftlichen Intelligenz beschützend am Werke sei, da sie in sich nichtwissender Infantilität an das unmittelbare Gegebensein von empirischen Data glaube.

Im Kind denkt das Leben für es; es denkt *noch nicht* an sich. Aber das Leben sind auch andere Menschen, und darin beginnt die Arbeit der Schuld, eine immer schon vorhandene, wie später bewußt wird, und in der Pietät gegen die Alten gesühnt.

Die Naturwissenschaft aber denkt *nicht mehr* an sich. Ihre Alten – die Philosophen der frühen Neuzeit – sind in ihr selbst gestorben. Eine Schuld, die vom Schuldner nicht mehr begleichbar, und unsere Vernunft sieht ohnmächtig zu, wie unbegleichbare Schulden auf unsere Kinder fallen.

Index der Texte

PHILOSOPHIE

- (1) Kreis..... S. 5
- (2) Hegel und die Galaxie..... S. 5
- (3) Bild und Realität..... S. 7
- (4) Unbewußtheit des transzendentalen Ichs..... S. 7
- (5) Reliefglobus: Blick auf die Kontinente S. 8
- (6) Bewußtsein zwischen Spiegelmauern..... S. 9
- (7) Das Verschwiegene..... S.10
- (8) Sprach-Philosophie..... S.11
- (9) Materiale Logik..... S.12

THEOLOGIE UND RELIGION

- (10) Verlassenschaft..... S.13

(11) Himmel.....	S.13
(12) Unendlichkeitssprache.....	S.14
(13) Eschatologie des Naturschönen.....	S.15
(14) Concordia Tempel zu Agrigent.....	S.16
(15) Christus über Rio de Janeiro.....	S.17
(16) Danach.....	S.17

GESCHICHTE UND POLITIK

(17) Albrecht Altdorfer, Alexanderschlacht (1529)....	S.18
(18) Stunde der Gnosis.....	S.18
(19) Das All-gemeine.....	S.19
(20) Dresden, zerstört.....	S.20
(21) Circus maximus.....	S.21
(22) Pompeij, Luftbild.....	S.22
(23) Grundparadox der Geschichte.....	S.23
(24) Hitler vor Bruckner.....	S.24
(25) Ayers Rock.....	S.25
(26) Die List des Rituals.....	S.28
(27) Zur Dämonologie der Geschichte.....	S.29
(28) Letztes und Erstes Zeichen.....	S.30
(29) Sorge.....	S.31

NATUR, EVOLUTION, WISSENSCHAFT

(30) Feinspitz der Evolution..... S.31

ASTRONOMIE, KOSMOLOGIE

(31) Im Warteraum..... S.34

(32) Pantheistische Analogie..... S.34

(33) Erde im Erinnerungsblick..... S.36

(34) Neue Auserwähltheit?..... S.37

(35) Grattänzerin..... S.38

(36) Die Uhren der Gäste..... S.38

(37) Schon im Voraus: unvergängliche Veränderung.S.37

(38) Bildung der Planeten..... S.40

(39) Andromeda.....S.41

(40) Antinomie des Urknalls.....S.42

(41) Komet auf Jupiter.....S.44

(42) Am Fuß der Unendlichkeit.....S.45

ZEITGEIST UND MODERNES LEBEN

(43) Frau: Meer und Schiff.....S.46

(44) Im Supermarkt, Samstagvormittag.....S.47

(45) Am Fuß des Matterhorns.....S.48

(46) Zufall und Zusammenfall.....S.50

(47) Frieden im Unfrieden.....	S.51
(48) Landschaftserfahrung im Auto.....	S.53
(49) Campari–Was sonst.....	S.55
(50) Balaton im Nebel.....	S.55
(51) Leben ohne Antwort.....	S.56
(52) Natur und Gedächtnis.....	S.57
(53) Schattenprogramm.....	S.58
(54) R. Chapa, Spain. Soldat im Augenblick des Todes (1936)	
(55) Flug durchs Jenseits.....	S.60
(56) Formel 1.....	S.61
(57) Krumau in old europe.....	S.62
(58) Kampf oder Leben.....	S.63
(59) Abschied.....	S.63

KONTEMPLATION

(60) Arche Noah.....	S.64
(61) Flucht und Wende.....	S.65
(62) Auge des Geparden.....	S.65
(63) Rasender Stillstand, suchende Fahrt.....	S.66
(64) Welcher Blick?.....	S.67
(65) Fotografie und Erfahrung.....	S.67
(66) Ein Unbemerktes.....	S.68
(67) Grimming.....	S.69
(68) Menschending.....	S.70
(69) Desautomatisierung.....	S.72

ÄSTHETIK UND KUNST

(70) Jacob Isaacksz van Ruisdael, Ansicht von Haarlem mit den Bleichgründen (1670-73).....	S.73
(71) Großinquisitor.....	S.75
(72) Bild und Weltbedeutung.....	S.76

MUSIK

(73) Stigma der Beliebigkeit.....	S.77
(74) Obertonreihe.....	S.79
(75) Gustav Mahler, Neunte Sinfonie, Adagio (1908/09).....	S.80
(76) Musikalische Notation.....	S.81
(77) Johann Sebastian Bach, C-Dur-Invention, zweistimmig (1723).....	S.83
(78) Franz Schubert, Der Tod und das Mädchen, Andante con moto (1824).....	S.85
(79) Unbemerakter Ausstieg.....	S.86
(80) Allfingermelodie.....	S.86
(81) Zeit ohne Rhythmus.....	S.87
(82) Johann Sebastian Bach, Französische Suite, c-Moll, Allemande (1722/23).....	S.88
(83) Gustav Mahler, Neunte Sinfonie, letzter Satz (1908/09)	
(84) Arnold Schönberg, op.11 , No1 (1909).....	S.90
(85) Anton Bruckner, f-Moll-Messe (1867/68).....	S.91

MALEREI

- (86) Pieter Breughel, Heimkehr der Herde (1565)... S.91
- (87) Caspar David Friedrich,
Das große Gehege (1832)..... S.92
- (88) Karl Friedrich Schinkel, Felsentor (1828)..... S.93
- (89) Georg Kersting, Friedeich in seinem
Atelier (1811)..... S.94
- (90) Karl Friedrich Schinkel,
Spreeufer bei Strahlau (1817)..... S.95
- (91) Josef Anton Koch, Schmadribachfall
(1821/1822)..... S.95
- (92) Zwei Stillleben: Floris Claesz van Dyk (1613)
und Georges Braque (1913)..... S.97
- (93) Paul Cezanne, Frau mit Kaffeekanne (1890/94)S.98
- (94) Paul Klee, Die Ranke (1922)..... S.99
- (95) Georges Seurat, Sonntagnachmittag auf der
Ile de la Grande Jatte (1884/85)..... S.99
- (96) William Turner, Regen, Dampf und
Geschwindigkeit (1844)..... S.101
- (97) Leonardo da Vinci, Mona Lisa (1503/05)..... S.101
- (98) Albrecht Dürer, Hase (1502)..... S.102
- (99) Paul Klee, Winter (1924)..... S.103
- (100) Peter Paul Rubens, Bildnis seines Sohnes Nikolaus (1619)

